

RENOVATIO

CHRISTLICH - KRITISCH - AKTUELL

ZEITSCHRIFT FÜR DAS
INTERDISZIPLINÄRE
GESPRÄCH

- **Interpretieren und Gestalten**
Zum Gedächtnis der eigenen Biografie
von Heiderose Gärtner
- **Den roten Faden im Leben finden**
Biografiearbeit im Kontext kirchlicher Arbeit
von Sabine Sautter
- **Ein biografisches Denkmal**
Augustin über seine Mutter Monnica
von Larissa Carina Seelbach
- **Bilanz eines Forscherlebens**
Aus der Arbeit eines Archivs
von Wolfgang Müller
- **Beschädigte Leben?**
Biografien erleiden Brüche
von Sybille Jatzko
- **Ein Leben im Dienst der Menschlichkeit**
Freya von Moltke
von Agnieszka von Zanthier
- **Zum 125. Geburtstag von Franz Xaver Münch**
Generalsekretär des Katholischen Akademiker-
verbandes
von Wolfgang Schmitz

In Zusammenarbeit mit:

evangelische
aspekte



KAVD
Katholischer
Akademikerverband
Deutschlands



INHALT

<i>Editorial</i>	3
<i>Zum Thema</i>	
Heiderose Gärtner	
Interpretieren und Gestalten	
Zum Verständnis der eigenen Biografie	4
Sabine Sautter	
Den roten Faden im Leben finden	
Biografiearbeit im Kontext kirchlicher Arbeit	9
Larissa Carina Seelbach	
Ein biografisches Denkmal	
Augustin über seine Mutter Monnica	15
Wolfgang Müller	
Bilanz eines Forscherlebens	
Aus der Arbeit eines Archivs	21
Sybille Jatzko	
Beschädigte Leben? Biografien erleiden Brüche	27
Agnieszka von Zanthier	
Ein Leben im Dienst der Menschlichkeit	
Freya von Moltke	34
Wolfgang Schmitz	
Zum 125. Geburtstag von Franz Xaver Münch	
Generalsekretär des Katholischen Akademikerverbandes	40
Dietmar Seiler	
Gebt uns eine Stimme	
Über die Arbeit einer Schreibwerkstatt	51
<i>Bibliothek des KAVD</i>	
Paul Wolff	
Menschenwürde und Menschenrecht aus Christus	56
<i>Aus dem KAVD</i>	58
<i>Leserforum</i>	60
<i>Kirche und Gesellschaft</i>	64
<i>Bücher und Zeitschriften</i>	66

EDITORIAL

Der deutsche Philosoph Wilhelm Dilthey (1833-1911) sagte einmal: „Was der Mensch ist, sagt ihm nur seine Geschichte!“. In diesem Satz steckt mehr als nur die Aussage, dass die Vergangenheit eines Menschen Geschichte und somit unabänderlich ist. Die Vergangenheit tritt in einen Dialog mit dem Menschen, der sich in einem lebenslangen Prozess der Erinnerung und Erfahrung beständig neu erklärt und definiert.

Der tatsächliche Lebensverlauf eines Menschen wird also in dessen Erinnerung rekonstruiert und interpretiert. Für die Biografieforschung ist das von Bedeutung. Biografien und Lebenserinnerungen erscheinen in der Entwicklung der modernen Gesellschaften immer unverzichtbarer. Es sei nur an biografische Werke der Altkanzler Helmut Schmidt und Helmut Kohl erinnert. Die Wissenschaft möchte menschliches Erleben und Verhalten erklären. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die persönliche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von vielfältigsten Ereignissen und Lebenslagen abhängig ist. So leben Menschen nach tragischen Ereignissen oftmals in der Vergangenheit. Im Urlaub gilt der gegenwärtige Genuss und die Zukunft steht oftmals in Verbindung mit einer Erwartungshaltung.

Nach Ursula Lehr werden durchschnittlich 17,5 markante Einschnitte pro Lebensgeschichte beobachtet: 2/3 davon als negativ, 1/3 als positiv. Frauen berichten mehr zwischenmenschliches, Männer mehr sach- und berufsorientiertes. Der Prozess der Selbsterklärung und -definierung kann durch eine biografische Arbeit unterstützt und in eine bestimmte Richtung gelenkt werden.

Biografien zeitgenössischer Politiker, Wissenschaftler, Film- und Sportstars etc. sind Bestseller. Über den Tiefgang und die Aussagekraft mag sich jeder Leser/in sein eigenes Urteil bilden. In den *Bekenntnissen* Augustins schreibt dieser über seine Lebenserinnerungen: „Wenn sie gelesen und gehört werden, so rütteln sie das Herz auf.“ Ich zitiere in diesem Zusammenhang gerne aus dem Editorial der „*evangelischen Aspekte*“ von Dr. Klaus Engelhardt, denn in ökumenischer Zusammenarbeit wurde diese inhaltsgleiche Nummer geplant: „Das Herz aufrütteln! Besser kann kaum gesagt werden, was zum Aufarbeiten des eigenen Lebens, zum Erzählen, zum Niederschreiben und Lesen von Biografien den Anstoß gibt. Wir denken über das eigene Leben nach, um zu entdecken, ob sich vielleicht doch unauffällige Ereignisse zu geheimnisvollen Zusammenhängen verknüpfen; ob vielleicht doch durch bruchstückhafte Erfahrungen ein roter Faden erkannt werden kann.“

Die nächste Ausgabe von RENOVATIO greift das Leitwort „Lieben. Provokationen“ der diesjährigen Salzburger Hochschulwochen auf. Neben den Vorträgen der Preisträger/innen des Publikumspreises 2008 drucken wir einen Vortrag von Bischof Dr. Joachim Wanke, Erfurt: „Heute christlich leben. Perspektiven einer evangeliumsgemäßen Spiritualität“.

Ich wünsche Ihnen eine gute und anregende Lektüre.

Andreas Hölscher

Interpretieren und Gestalten Zum Verständnis der eigenen Biografie

Heiderose Gärtner

Dr. Heiderose Gärtner ist Mitglied in der Redaktion der evangelischen aspekte.

Die Interpretation des eigenen Lebens bestimmt die Zufriedenheit und die Lebensqualität eines Menschen. Das Verständnis des vergangenen Lebens ist der Schlüssel für das Handeln in der Gegenwart und bestimmt die Zukunftsplanung.

Biografien, Lebenserzählungen oder -beschreibungen sind so alt wie die Menschheit. Vom vierten Jahrhundert vor Christus an kann man *die Biografie* als Literaturgattung bezeichnen. Im Übergang von der in Griechenland durch Gemeinschaft geprägten Zeit der Polis hin zu einer Zeit, in der es zur Herausstellung einzelner Persönlichkeiten kam, entwickelte sich die Biografie als Darstellungsart und Deutungsmöglichkeit.

Die stärkere Betonung der Einzelperson, die Individualisierung zeigt sich am Aufkeimen zum Beispiel von Dichter- und Gelehrtenbiografien. Es lag im Interesse der Schreibenden „Heldenlegenden“ zu kreieren. In der Regel waren Menschen des öffentlichen Lebens – wie Politiker, Sportler und Schriftsteller – die Zielgruppe von biografischen Darstellungen; dies ist bis heute gleich geblieben.

Viele Lebensbeschreibungen stellen ein Leben umfassend von der Geburt bis zum Tod dar. Die recherchierten und nachprüfbaren Fakten sind gemischt, die Interpretationen von der Intention des

Schreibers einer Biografie bestimmt. So wird ein Leben zwischen Fakten und Fiktion entworfen.

Ein leitendes Interesse, die Person unter bestimmten Aspekten darzustellen, ist oft Motivation zur Biografie. Hannah Tillich betonte in ihrer Biografie über ihren Mann Paul Tillich mit dem Titel „Ich alleine bin“ seine sexuellen Neigungen und bestimmte dadurch ein eher negatives Bild von ihm. Ein betonter Charakterzug oder eine besondere Eigenschaft dominiert den Eindruck über die Person.

Arbeiten mit der eigenen Biografie

Der Begriff „Biografie“ wird heute auch als Synonym für „persönliches Leben“, individuelle Lebensinterpretation benutzt. Es wird von der eigenen Biografie gesprochen. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie, dem eigenen Lebenslauf ist Thema und Inhalt der psychoanalytisch ausgerichteten Biografiearbeit. Der Mensch betrachtet sein Leben, er nimmt sich als „Autor“ seiner Lebensgeschichte wahr. Jeder Mensch deutet sein Leben, jeder ist der Schreiber, Erzähler seiner Biografie.

Im Nachdenken kann der Mensch das eigene Verhalten reflektieren und sowohl zu angeborenen Charakterzügen als auch zum persönlichen Lebensschicksal Stellung beziehen. Die Möglichkeit und

Notwendigkeit sich selbst gegenüber Stellung zu beziehen, sich selbst kritisch zu beleuchten, sich sozusagen „von sich selbst nicht alles gefallen zu lassen“, betonte in den letzten Jahrzehnten vor allem die Logotherapie, deren Begründer Viktor E. Frankl dies sowohl philosophisch wie praktisch explizierte. Die eigene Biografie wird auf diese Weise zum Deutehintergrund des persönlichen Lebens.

Wie das eigene Leben verstanden wird, sowohl im Vollzug als in der Erinnerung ist Leistung der Person. Die Biografie interpretiert in der Gegenwart die Vergangenheit für die Zukunft. Sie vergewissert das eigene Leben, kann Krisen und Brüche aus der Sicht des Vergangenen verstehen und in das jetzige Leben einordnen. Den eigenen Lebenslauf zu beschreiben, heißt deutend und biografisch tätig zu sein. Das Leben wird zum Sinnkonstrukt, das objektiv Stattgefundene wird subjektiv wahrgenommen und wiedergegeben.

Seit längerem ist bekannt, dass das Selbstbild, das ein Mensch von sich hat, sich oftmals deutlich vom Fremdbild unterscheidet, von dem Eindruck, den andere von ihm haben. Deutlich wird das, wenn man zum Beispiel die Autobiografie von Hildegard Knief, der geschenkte Gaul, 1970/1993 liest und die Biografie von Jürgen Trimborn, das Glück kennt nur Minuten von 2005. Sie stellt sich als leidende Heldin dar, er demontiert sie als tabletten- und alkoholsüchtige Hypochonderin.

Christliche Deutung

Leben ist wesentlich und wertvoll, die Würde des Menschen ist unantastbar: so beschreibt es das Grundgesetz. Diesem Grundsatz ist der christliche Hintergrund abzuspüren. Er prägt zurzeit die deutsche Gesellschaft.

Die christliche Überzeugung, Gott als Schöpfer des eigenen Lebens zu glau-

ben, verändert den Blick auf das eigene Leben. Es wird ein Leben, das geschenkt wurde und nicht nur der Person alleine gehört. Die Person ist einem anderen – Gott – gegenüber verantwortlich.

Die Haltung zum eigenen Leben verändert sich damit. Gott als Schöpfer des Lebens relativiert jede Biografie, jede Interpretation des Lebens. Die eigene Lebensbiografie kann nur unter dem folgendem Vorzeichen geschrieben werden: Leben ist intrinsisch wesentlich und wertvoll, weil Gott es gibt, der Schöpfer des Lebens ist. Es ist gewolltes Leben.

Die Deutung des Lebens wird zu Glaubensvergewisserung. Diese Deutung beeinflusst die Haltung dem eigenen Leben gegenüber, die Wahrnehmung der Lebensereignisse und deren Interpretation ebenso wie die Haltung anderen Menschen gegenüber, da auch sie von Gott geschaffen und gewollt sind und der Einzelne mit ihnen in die „Geschwisternschaft“, Töchter und Söhne Gottes gestellt ist.

Bewährungen, Versagen

Gottes Plan mit dem Leben des Menschen ist sichtbar. Es kann erfahren und geglaubt werden, dass das Leben nach Gottes Vorbestimmung verläuft. Er gibt die Möglichkeit der Bewährung innerhalb der Lebenszeit. Alle Schwierigkeiten und Krisen können als Prüfung, Herausforderung verstanden werden. Trotz der vielfältigen Möglichkeiten des Versagens, ist der Mensch, der an Gott glaubt, gerechtfertigt.

Gott gibt „Lebenshausaufgaben“ und er hat die Menschen so ausgestattet, dass sie ihre Lebenshausaufgaben machen können – Krisen bewältigen. Das Erleben persönlicher oder zeitgeschichtlich bedingter Krisen oder Brüche können als „Bewährung“, Prüfung oder Aufgaben verstanden werden. Sie werden nicht nur „er-oder „durch-„litten, sie können aktiv als

Herausforderung angenommen werden.

Diese Haltung, die religiös bedingt ist, ist aus psychologischer Sicht gesund und förderlich für die Person, da sie die Handlungsfähigkeit trotz der Ereignisse erhält. Sie unterstützt die Widerstandsfähigkeit Krisen gegenüber. Man spricht in der Psychologie von Resilienz. Es konnte eine Reihe von Faktoren identifiziert werden, die Erwachsenen ermöglichen ein Trauma zu verarbeiten, unter anderem: sie glauben, dass es Möglichkeiten gibt mit Lebensproblemen umzugehen, sie haben einen spirituellen Bezug. Entscheidend ist, wie das Selbst das Leben „innerlich“ beschreibt, als Versagens- oder als Erfolgsgeschichte, die sich sozusagen selbstständig fortschreibt, weil die Interpretation des Vergangenen das Künftige mit bestimmt.

Bei allem Bemühen, die Lebensaufgaben zu machen, wird es einen unerledigten Rest geben. Das persönlich erlebte Versagen, die Schuld, den Aufgaben nicht gerecht geworden zu sein, wird von Gott vergeben. Brüche entstehen in Biografien durch einschneidende Erlebnisse. Letztendlich ist jedes Leben gebrochenes Leben. Wobei gerade diese Lebensstationen als Prüfungen, Herausforderungen oder Bewährungen verstanden werden können.

Gottes Plan mit dem Leben eines jeden Menschen ist nur periphär sichtbar beziehungsweise erfahrbar. Dass Gott unser Leben bestimmt, vorbestimmt (Röm 8) kann glaubend angenommen werden. Wenn ein Mensch glaubt, dass Gott in seinem Leben am Werk ist, werden ihm „alle Dinge zum Besten dienen“, auch die vermeintlich schlimmen Ereignisse.

Das erschütternde Ereignis, dass Paulus in Damaskus (Apg 9) traf, verstand er als Bekehrung. Aus dem Christenverfolger Saulus wurde ein Eiferer für das Christentum. Was Paulus damals geschehen ist, wird nicht analysierbar bleiben. Interessant

ist die Interpretation des Geschehenen durch ihn und die Darstellung seiner Interpretation in der Apostelgeschichte durch andere.

Entscheidend für das Leben des Paulus war nicht das Ereignis alleine, sondern sein Verständnis, seine Einordnung dessen, was passiert war, als Handeln Gottes, das ihn zur Umkehr bewegen sollte. Diese Leistung des Paulus, er würde es als Leistung Gottes verstehen, prägt das Christentum bis heute.

Schuld

Ein Beispiel für den Umgang mit der eigenen Schuld sei angefügt. Ein circa 70 Jahre alter Mann litt sehr unter seiner Schuld. Für ihn bestand sie darin, dass er seine Frau aus beruflichen Gründen zweimal zu Abtreibung überredet, „gezwungen“ hatte. Beide hatten zusammen einen erwachsenen Sohn. Immer wieder sprach er darüber, dass es unsinnig war, aus geschäftlichen Gründen so zu handeln, wie er es getan hatte. Er hatte vor allem Schuldgefühle seiner Frau gegenüber.

In unserem Gespräch versuchte ich ihm eine andere Sichtweise des Geschehenen nahe zu bringen. Die Schuld, die er empfand, gilt es ernst zu nehmen. Damals aber war er der Aufgabe, die mit den Kindern vor ihm lag, nicht gewachsen; und indem er heute Einsicht in seine Schuld und „Reue“ zeigt, wird Gott ihm vergeben.

Diese Vergebungsbereitschaft Gottes impliziert aber aus meiner Sicht einen derzeitigen Auftrag an ihm: Er darf die Schuldgefühle und seinen Umgang damit, den Selbstvorwürfen, loslassen und kann sich frei den Aufgaben widmen, die zurzeit vor ihm liegen, zum Beispiel die Gestaltung der Beziehung zu seiner Frau in dieser Lebensphase. Er hat seine Biografie, die Interpretation seines Lebens in seinem

Kopf umgeschrieben, was ihm eine neue Lebensgestaltung ermöglichte.

Ein Wort zu den Heiligen

Heiligenlegenden beschreiben Menschen, die sich häufig in Konfliktlagen befinden. Es wird berichtet, wie sie sich in diesen verhalten, wie sie damit umgehen. In den Erzählungen ist die Kommunikation mit Gott, die Gotteserfahrung entscheidend für den Umgang mit den Herausforderungen des Lebens. Wobei deutlich wird, dass durch den Kontakt mit Gott das Leben nicht leichter wird, es wird anders, die Probleme werden neu, geläutert durch den Dialog mit Gott, gesehen und gewichtet.

Der Protestantismus tut sich schwer mit Heiligen. Luther wehrte sich gegen die Heiligenanbetung; befürwortete aber, sie in gebührender Achtung zu halten, sie Vorbilder sein zu lassen. Wobei der Vorbildcharakter der „Heiligen“ nicht in der Nichtanfechtung besteht. Gerade der Mensch mit Zweifeln und in Not hat die Aufgabe sein Leben zu „heiligen“. Der Mensch ist von Gott gerechtfertigt, sein „Heilig-Sein“ ist schon in ihm angelegt.

Mithilfe von Erzählungen über „Heiligen“ werden Anknüpfungspunkte geschaffen, um das eigene Leben auf die Präsenz Gottes hin zu befragen. „Gerade unter den Bedingungen modernetypischer Individualisierungsprozesse bietet der gezielte Blick auf eine konkrete Biografie die Möglichkeit, zu sehen, wie das gelebte Leben von Menschen der Wirkraum Gottes ist.“ (Gerald Kretschmar, in: Pastoraltheologie 96 Jg. 2007). Mit dieser Deutung von „Heiligenlegenden“ schlägt Kretschmar den Bogen zur Theologie als Lebenskunst und zur persönlichen Biografiearbeit.

Biografische Einschnitte

Der Lebenslauf eines Menschen setzt sich aus unterschiedlichen Ereignissen zusammen. Einige sind vorhersehbar und für viele Personen einer Generation innerhalb eines Lebensabschnitts sehr wahrscheinlich. Es wird in den Sozialwissenschaften von normativen Ereignissen gesprochen. Zu ihnen gehören zum Beispiel Schuleintritt, Berufsausbildung, -ausübung, Hochzeit, Geburt von Kindern. Ein typischer Lebenslauf sieht so aus:

- Kindheit mit typisch normativen Ereignissen wie Geburt von Geschwistern, Kindergartenbesuch.
- Schulzeit (erster Schultag, erste Heilige Kommunion, Zeugnisse, Schulfreundschaften).
- In diese Phase fallen oft die ersten Erinnerungen an ein politisches oder zeitgeschichtliches Ereignis, das als wichtig für die Biografie eingestuft wird. (Zum Beispiel Fall der Mauer, 11. September 2001). Es folgt die Jugendzeit mit typisch normativen Ereignissen wie Konfirmation (evangelisch), erster Tag der Lehre, Mopedführerschein, Freisprechung, Bundeswehr. In der Zeit des jungen Erwachsenen fallen die Familiengründung mit Hochzeit, Taufe, Kindererziehung. Typisch normative Ereignisse sind: Umzug/Hausbau, gemeinsame Urlaube, Familienfeiern.
- Es folgt die nacherlerliche Gefährten-schaft mit Auszug des letzten erwachsen gewordenen Kindes, Feiern am Arbeitsplatz, Silberne Hochzeit und so weiter.
- Danach folgt der Ruhestand, Eintritt in Altern und Hochaltrigkeit. Oft geprägt durch Verlust des Partner, Veränderungen durch Erkrankungen. Auch diese biografische, Lebensabschnittliche Einordnung ist zeitgeschichtlich zu verstehen und variiert je nach dem Verständnis von Leben in der Zeitgeschichte.

Mit dem Durchschreiten der Lebensspanne geht ein stetiger Wandel von sozialen Rollen einher, die ein Individuum einnimmt und verliert (zum Beispiel Fräulein, Mutter, empty nest, Pensionierung). Dabei ändert sich auch die persönliche Wahrnehmung der eigenen Rolle und der Aufgaben. Nach Ursula Lehr werden durchschnittlich 17,5 markante Einschnitte pro Biografie beobachtet, zwei Drittel davon werden eher negativ, ein Drittel eher positiv erlebt. Frauen berichten mehr Zwischenmenschliches, Männer mehr Sach-, Berufsorientiertes.

Zeitgeschichtliche Ereignisse prägen ein Leben, wie der Zweite Weltkrieg, Flucht, Fall der Mauer. Sie betreffen bestimmte Jahrgänge, so genannte Kohorten. Es gibt zurzeit nur noch wenige Menschen aus der Generation der Juden, die das KZ überlebt haben.

Persönliche kritische Lebensumstände wie Unfälle können aber auch mit zeitgeschichtlichen einhergehen, wie dauernder Arbeitsplatzverlust aufgrund von Arbeitsplatzmangel, Hungersnot, Tod von Angehörigen aufgrund von Kriegen. Diese Ereignisse, die von außen ein Leben tangieren, werden in der Verarbeitung durch das Individuum gewertet.

Zufrieden mit dem Leben ...

Die persönliche Lebenszufriedenheit hängt davon ab, wie der Einzelne bestimmte Ereignisse einordnet. Bleibt zum Beispiel das Erlebnis der Flucht oder der Verlust des Partners der Interpretationshintergrund, der rote Faden der Biografie, auch wenn diese Ereignisse schon Jahrzehnte zurück liegen, wird ein Arrangieren mit der neuen Heimat oder der neuen Lebenssituation nicht gelingen und die positiven Aspekte der veränderten Situation können nicht wahrgenommen werden. In

diesen Fällen, das Kennen- und Liebenlernen einer neuen Landschaft und anderer Menschen und die Freiheit und Umorientierungsmöglichkeit durch Partnerverlust.

Oft werden diese widerfahrenen äußerlichen Ereignisse als Begründung für die Unzufriedenheit mit dem Leben herangezogen. Die Möglichkeit auf individuelle Weise mit objektiven Widerfahrnissen umzugehen, wird nicht gesehen. Die persönliche „story“ wird auf der Negativfolie der schrecklichen Ereignisse erzählt.

... und „Lebensqualität“

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Interpretation des eigenen Lebens die Zufriedenheit und die Lebensqualität des Lebens bestimmt. Das Verständnis des vergangenen Lebens ist der Schlüssel für das Handeln in der Gegenwart und bestimmt die Zukunftsplanung. Die Möglichkeiten, das eigene Leben zu gestalten, haben heute zugenommen, und die Frage nach dem Zusammenhang vieler gelebter Lebenschancen stellt sich mit zunehmendem Alter.

Das, was gelebt und erlebt wurde, ist für viele nicht alles. „Das kann es doch nicht gewesen sein“, ist ein Satz, der häufig in der Seelsorge begegnet. Die Deutefunktion des Lebens im biografischen Nachdenken lässt zum Beispiel die Frage nach dem Sinn des Lebens offen, es sei denn, sie ist religiös oder ideologisch gelöst worden.

Für religiöse Menschen ist die Sinnfrage beantwortet, das Gott als Schöpfer des Lebens verstanden wird, der dieses Leben wollte. Schuld und Versagen können angesichts der Vergebungszusage verarbeitet werden. Menschen, die sich im religiösen Deutehorizont bewegen, erfahren Geborgenheit und Gewissheit in einer oft als „unbehaust“ empfundenen Welt.

Den roten Faden im Leben finden

Biografiearbeit im Kontext kirchlicher Arbeit

Sabine Sautter

Dr. Sabine Sautter ist Diplom-Sozialpädagogin (FH) und arbeitet als Erwachsenenbildnerin primär mit Senioren.

Bioografiearbeit ist vielerorts fester Bestandteil evangelischer Bildungsarbeit. Sie gewinnt an Bedeutung zum Beispiel bei der Begleitung alter Menschen und in der Seelsorge. Die folgenden Ausführungen geben einen Einblick in Ebenen und Themenbereiche von Biografiearbeit und beschäftigen sich mit Funktion und Wirkung dieser Arbeit.

Biografiearbeit ist angeleitetes Erinnern. Sie gibt methodische und thematische Anregungen, schafft Anlässe zum Erinnern und sorgt für eine achtsame Atmosphäre.

Biografiearbeit hat zum Ziel, eine Deutungskompetenz für das eigene Leben zu entwickeln. Im Erinnern gilt es, den eigenen Lebensweg zu verstehen, vielleicht neu zu bewerten und in größere Zusammenhänge einzuordnen.

Biografiearbeit richtet sich aus auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Natürlich ist Erinnerung Rückblick und wird oft zur Lebensbilanz, besonders im Alter. Aber das Bewusstmachen des eigenen Weges bewirkt nicht selten ein gestärktes Selbst-Bewusstsein, eine Bewusstheit heute persönlich bedeutsamer Werte und Ziele.

Wer seine Geschichte reflektiert und Bewältigtes „gut sein“ lassen kann, wird sich bewusster, wohin ihn seine Sehnsucht zieht, was ihm fehlt, um ganz und

„heil“ zu werden, und was in Zukunft wichtig ist. Und wer sich in seiner Geschichte gut verwurzelt weiß, wird mit mehr Vertrauen Schritte ins Offene tun, weil er nicht befürchten muss, sich zu verlieren.

Wer sich mit seiner Geschichte auseinandersetzt, arbeitet daran, den „roten Faden“ im eigenen Leben zu finden. Und gelungene Biografiearbeit ist Identitätsarbeit. Es entstehen Prozesse der seelischen Beheimatung – in der eigenen, einzigartigen Person mit ihrer Geschichte, aber auch in der Zugehörigkeit zu sozialen Umfeldern, zur Herkunftsfamilie, zu einer Generation und ihrer Verbindung mit politischer Geschichte und Zeitgeschichte, zu einer Landschaft, einer Kultur und schließlich zu einem Glauben.

Die Konstruktion unserer Identität geschieht im Spannungsfeld zwischen dem Wunsch jedes Menschen, etwas Besonderes, Einzigartiges zu sein, und dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit. Dementsprechend speisen sich die Themen von Biografiearbeit aus den Bereichen individuelle Geschichte, soziale Beziehungen, Teilhabe an Umfeld, Gesellschaft, Kultur- und Zeitgeschichte sowie Religiosität und Sinnfragen.

Handlungsfelder von Biografiearbeit finden sich in der Einzelarbeit von Seelsorge bis Hospizarbeit, in Senioren-, Frauengruppen. Sie finden sich in öffentlichen Veranstaltungen wie Erzählcafés und

anderen Zeitzeugenprojekten zum Beispiel in Schulen sowie bei der Gestaltung von Gottesdiensten. Im Folgenden werden die Themenfelder näher beleuchtet und auf allen Ebenen hinsichtlich ihrer Funktion für die Erzählenden und für die Empfänger der Geschichten befragt.

**„Beim Erzählen erfinden wir uns selbst“
Erinnerungsarbeit als individueller,
identitätsbildender Prozess**

Jede Lebensgeschichte hat ihre Besonderheiten, die den einzelnen Menschen in seiner Individualität sichtbar werden lassen. Welche Anfänge, welche Wendepunkte gab es in diesem Leben? Was hat diesen Menschen besonders geprägt, was waren entscheidende Entwicklungsschritte, welche Befreiungserfahrungen gab es? Gelungene Biografiearbeit führt mit der Zeit dazu, dass Menschen ihr Leben als Ganzes wahrnehmen und Sinnspuren darin entdecken.

Biografiearbeit versteht sich in erster Linie als Ressourcenarbeit. Daher wird man als Fragender immer auf sich öffnende Themen und Bewältigungsgeschichten focussieren. Nicht selten bekommen Menschen erst dadurch, dass sie einem aufmerksamen Gegenüber ihre Geschichte erzählen, einen Blick für das, was sie geschaffen, welche Fähigkeiten sie im Lauf ihres Lebens entwickelt haben und wo sie beschenkt wurden.

Aber es gibt auch Schmerzgeschichten. Wir fragen nicht nach ihnen, aber wenn sie erzählt werden, müssen sie willkommen und aufgehoben sein. Dabei gilt allerdings das Prinzip: Der Teilnehmer bestimmt die Tiefe. Wer erzählt, entscheidet, wie weit er geht. Es wird gespiegelt, mitgeföhlt, Raum gegeben, aber nicht weiter in die Tiefe gefragt. Diese Haltung unterscheidet Biografiearbeit von therapeu-

tischer Arbeit.

Nicht selten führt das „sich ausklagen“ dazu, dass eine schmerzhaft Geschichte abgeschlossen werden kann. Manche noch immer offene Geschichten wurden nie verarbeitet und werden immer wieder erzählt. Mit abgeschlossenen Geschichten hat sich der Erzählende versöhnt, er kann sie als Teil der eigenen Geschichte akzeptieren.

Zum Abschluss kommen Geschichten manchmal, indem Erlebtes nicht nur erzählt, sondern auch vom heutigen Standpunkt aus reflektiert wird, indem das Gegenüber mitfühlt, Geföhle spiegelt, versteht, nachfragt, indem vielleicht deutlich wird, was damals hilfreich gewesen wäre. Schließlich kann „die Erinnerung befriedet werden“ (Verena Kast). „Es gibt rückwirkend kein anderes Leben als das, was wir gelebt haben, aber wir können es mit liebevolleren Augen betrachten.“ (Kast).

Solche Prozesse der Verarbeitung und Neubewertung führen schließlich dazu, dass beim nächsten Mal dieselbe Geschichte vielleicht anders erzählt wird, weil sich innere Haltung und Geföhle dazu verändert haben. Erinnerung ist ein Prozess, sie unterliegt ständiger Wandlung.

In biografischen Gruppen wird aber auch viel gelacht, werden erlebte Glücksmomente und Entwicklungsschritte mitgeteilt. Die kleinen Hände und der zarte Duft des ersten Kindes, der Führerschein mit Mitte Vierzig und die neu entstandene Unabhängigkeit, das spirituelle Erleben einer Gletscherbegehung bei Sonnenaufgang – solche Erinnerungen kann uns niemand nehmen. Es sind Ressourcenerfahrungen und innere Kraftquellen, die es auch in schwierigen Biografien gibt. Auf sie kann man in schweren Zeiten zurückgreifen, auch wenn zum Beispiel durch Krankheit solche Dinge nicht mehr erlebt werden können.

Biografiearbeit kann also Versöhnungsarbeit sein – mit dem, was war und mit dem, was nicht war. Und sie kann Menschen stärken, indem Ressourcenerfahrungen bewusst gemacht werden. Sie wirkt identitätsstärkend und hilft, sich im eigenen Leben zu beheimaten.

„Erinnerung ist eine Form der Begegnung“ (Khalil Gibran)

Lebensgeschichte und soziale Beziehungen

Biografiearbeit ist nicht ohne sozialen Kontext denkbar. Erzählen braucht ein Gegenüber, sei das eine Gruppe oder ein einzelner Mensch. Das Zuhören, Mitfühlen, Nachfragen vermittelt demjenigen, der sich erinnert, ein Bewusstsein vom Wert der eigenen Person und ihrer Geschichte.

Und häufig nehmen wir Menschen anders wahr, wenn sie von sich erzählen. Die verschlossene alte Dame, die von ihren ersten Gehversuchen in den Stöckelschuhen der Mutter erzählt, vom Rosen züchtenden Großvater und von ihrer Flucht in den 50er Jahren, wird für uns zu einem anderen Menschen. Eine Altenpflegerin drückte es so aus: Eine „alte Frau“ wurde zu einer „Frau, die jetzt gerade alt ist“ (Eva Blimlinger).

Geschichten von persönlichen Beziehungen sind integraler Bestandteil von Biografiearbeit. In jeder Lebensgeschichte gibt es Ressourcenpersonen. Das sind Menschen, die uns mit liebevollen Augen sahen und die uns auf unserem Weg unterstützt haben. Oder Menschen, die uns beeindruckt haben, die etwas in uns berührt haben, die uns Werte vermittelt haben.

Da ist die Geschichten erzählende Großmutter, da ist der Theologe, der im Krieg in der abgedunkelten Kirche vom Weg des Glaubens sprach, und da ist die

Nachbarin, die mit großer Hingabe in die Geheimnisse des Gärtnerns einführte. Auch wenn diese Personen nicht mehr in unserem Leben sind, wir können uns an sie erinnern und uns bewusst machen, was sie uns mitgegeben haben und was wir davon weiter geben wollen.

Besondere Bedeutung kommt der Herkunftsfamilie zu. Seine Familie kann sich niemand aussuchen, aber sie ist fast immer Ort erster, prägender Beziehungen. Sie vermittelt Werte, und natürlich gibt es dort auch eine Vielzahl verletzender Erfahrungen.

Viele Menschen fühlen sich einem Familienzweig besonders zugehörig. Häufig gehören diesem Familienzweig wichtige Präge- und Ressourcenpersonen an, und es ist auffällig, wie viele Menschen von Großvater oder Großmutter als prägender Bezugsperson erzählen. Wenn alte Menschen Geschichten aufschreiben, tun sie das häufig auch, um ein Stück Familiengeschichte zu bewahren und an künftige Generationen weiter zu geben.

Denn Familien sind Erinnerungskollektive. Haben sie eine spezifische, lebendige Erinnerungskultur, trägt diese bei zur familiären Identität. Sie ist eine Ressource, die ihren gegenwärtigen und ihren künftigen Mitgliedern zur Verfügung steht.

Erinnerungen an stärkende Beziehungserfahrungen können zu wesentlichen Kraftquellen werden und eigene Werte bewusst machen, genauso wie die Erfahrung der Zugehörigkeit zu sozialen Netzen mit einer eigenen Erinnerungskultur.

„Er ist ein Kind seiner Zeit ...“

Biografiearbeit im Spiegel von Umfeld, Kultur- und Zeitgeschichte

Wir alle sind durch unser Umfeld geprägt. Der Mann aus einem nordfriesischen Dorf, der „über die Kante kucken

muss“, hat andere Prägungen erfahren als die alte Dame aus einer Schwabinger Großbürgerfamilie. Solche Prägungen geschehen durch Landschaften, Dörfer und Städte, Räume und vieles mehr.

Rock'n Roll und Pettycoat, die ersten Kino-Paläste sind kollektive Kulturerfahrungen. Natürlich gibt es in jeder Zeit unterschiedliche Erinnerungskollektive. Die 50er Jahre wurden zum Beispiel in der Stadt anders erlebt als auf dem Land, unter Fabrikarbeitern anders als unter Studenten.

Dennoch sollte die prägende Kraft von Kulturerlebnissen nicht unterschätzt werden. Bücher, Musik und Filme sind immer auch Ausdruck von Zeitgeist und waren maßgeblich beteiligt an der Wertesozialisation ganzer Alterskohorten. Nicht jede oder jeder hat dasselbe erlebt, aber es gibt ein kollektives Lebensgefühl aus einer bestimmten Zeit, das viele teilen.

Es gibt kollektive Erfahrungen bestimmter Altersgruppen, die eng verknüpft sind mit Zeitgeschichte. Als eine Zeitzeugin offen und ehrlich von dem Fremden erzählte, der da Anfang der 50er Jahre plötzlich zuhause wohnte und den sie „Papa“ nennen musste, begriffen auch andere, dass nicht nur sie einen aus dem Krieg heimgekehrten Vater hatten, der sich zuhause und in seinem Leben nicht mehr zurecht fand und ihnen im besten Fall nur fremd blieb.

Viele dieser Kinder konnten nie über ihre Gefühle sprechen, weil sie sich schuldig fühlten. Es kann heute noch erleichternd sein, diese Empfindungen auszusprechen und wahrzunehmen, dass es vielen Kindern so erging. Und dass diese Erfahrungen in einen geschichtlichen Kontext einzuordnen sind.

Die Wertesozialisation, die Menschen in ihrer Jugend und im jungen Erwachsenenalter erfahren, ist immer auch abhängig von politischen und gesellschaft-

lichen Entwicklungen. Wer 1968 jung war, hat – unabhängig von politischen Überzeugungen – eine andere Wertesozialisation erfahren als zum Beispiel die Generation, die im Nationalsozialismus in zutiefst hierarchischen Strukturen aufwuchs.

68er-Revolution, Frauen-, Bürgerinitiativ- und Friedensbewegung haben dazu geführt, dass Werte wie Autonomie und Selbstgestaltung wichtig wurden. Während die Frontgeneration (geboren 1920 bis 1929) mit Werten wie Anpassung und Bescheidenheit aufwuchs und Lebenswege eher als vorgegeben galten, war es für die heute 60-Jährigen viel eher erstrebenswert, sich einzumischen und Visionen für eine bessere Gesellschaft zu entwickeln (vgl. Sylvia Kade). Diese Wertesozialisation prägt die Art und Weise, wie Biografien heute erzählt werden.

Über Biografiearbeit erfahren Menschen Zugehörigkeit zu bestimmten Alterskohorten und ihrer Wertesozialisation. Aber sie erfahren sich auch als Kinder ihrer Zeit. Das hilft, das Leben einzuordnen in einen größeren Kontext. Und manchmal stellt sich die Frage: Was war gegeben in dieser Zeit und wo war meine persönliche Verantwortlichkeit?

„Wenn ein alter Mensch stirbt, verbrennt eine Bibliothek“ (afrikanisches Sprichwort)

Gesellschaft und Erinnerungskultur

Zeitgeschichtliche Themen spielen eine bedeutende Rolle in der Biografiearbeit. Beim Anleiten sind historische Grundkenntnisse hilfreich. Wichtig ist dabei die Zielsetzung. Geht es darum, sich in einem größeren zeitgeschichtlichen Kontext zu verorten und kollektive Erfahrungen wahrzunehmen? Wollen alte Menschen Erinnerungen für ihre Familie dokumentieren? Oder soll Geschichtswissen Dritten

zur Verfügung gestellt werden? Hier kommen die Adressaten von Geschichten in den Blick: Biografiearbeit hat nicht nur Funktion und Wirkung für die Erzählenden selbst, sondern auch für Einzelne, Familien, Gruppen, Gemeinden oder die allgemeine Öffentlichkeit, denen Geschichten mitgeteilt werden.

Dementsprechend unterscheiden wir Biografiearbeit mit zeitgeschichtlichen Themen und Zeitzeugenarbeit. Bei der letzten kommt eine gewisse Öffentlichkeit, ein Publikum in den Blick. Ziel ist die Vermittlung historischen Wissens mit der subjektiven Erlebnisperspektive einzelner zum Beispiel an Schulklassen, StudentInnen, junge MigrantInnen und andere.

Zeitzeugen vermitteln natürlich nicht „objektive Geschichte“ – falls es die überhaupt gibt. Dafür ist Erinnerung viel zu sehr ein Verarbeitungs- und Deutungsprozess. Und trotzdem bringen uns gerade subjektive Erzählungen Geschichte näher. Es ist wichtig zu wissen, wie viele Menschen mit Flüchtlingstrecks von welchen Orten wohin unterwegs waren. Aber ebenso wichtig ist es zu wissen, woran sich eine alte Dame erinnert, die als junge Frau mit einem neugeborenen Kind mit einem dieser Trecks unterwegs war.

Unsere Gesellschaft braucht eine lebendige Erinnerungskultur, um kollektive Geschichte im öffentlichen Bewusstsein zu halten. Geschichtsbücher lehren uns die Geschichte unseres Landes. Die Erzählungen alter Menschen lehren uns zu verstehen, was diese Geschichte für Einzelne bedeutet hat.

„Und gedenke des ganzen Weges den dich der HERR, dein Gott geleitet hat ...“ (Dtn 8,2)

Religiosität, Spiritualität und Sinnfindung in der Biografiearbeit

Fast jeder Mensch hat eine Geschichte mit der Religion, die zu seiner Kultur gehört, egal ob er heute tief in ihr verwurzelt ist oder ob ihn sein Weg zum Atheismus geführt hat. Man kann wesentliche Schritte vom Kinder- zum Erwachsenenglauben beleuchten, aber auch einschneidende Erfahrungen, die Grund für ein kritisches Verhältnis zu Kirche oder Glauben waren.

Spirituelle Erfahrungen sind oft tief greifende und tragende Erlebnisse. Sie können im religiösen Kontext gemacht werden, aber auch in der Natur, in menschlichen Begegnungen oder in der Kunst. Menschen, die sich als areligiös im kirchlichen Sinn bezeichnen, berichten oft von berührenden Naturerfahrungen, von Erlebnissen von großer Hingabe oder von tiefen Erkenntnisprozessen, die über alles Greifbare hinausweisen.

Die sinnhafte Dimension von Biografiearbeit erschließt sich aber nicht nur über explizit religiöse oder spirituelle Themen. Über Erinnern und Erzählen beginnen Menschen nicht selten, den „roten Faden“ im eigenen Leben zu ahnen. Es gelingt ihnen, sich einzuordnen in ein größeres Ganzes. „Die Erzählung macht aus den treibenden Bruchstücken des Lebens einen Strom aus Zeit und Sinn“ (Fulbert Steffensky).

In der Rückschau und im Spiegel eines achtsamen Gegenübers gelingt es oft, eigene Früchte zu erkennen und dankbar zu sein für die Geschenke des Lebens. Und in vertraulichen biografischen Gesprächen geht es manchmal auch darum, sich mit Niederlagen, Verlusten und erlittenem Unrecht zu versöhnen – und mit eigener Schuld.

Es geht auch darum anzuerkennen, dass manches nicht wieder gut zu machen ist, zumindest nicht durch uns selbst. Und dass es auch nicht wir selbst sind, die

das Urteil über uns zu fällen haben.

Sören Kierkegaard wird der Satz zugeschrieben „Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden“. Aus der rückschauenden Deutung kann ein Sinnfindungsprozess werden, zum Beispiel wenn deutlich wird, dass auch schwierige Lebensphasen zu Wachstum und Veränderung geführt haben oder dass sich gerade hier Lebensaufgaben zeigen.

Die religiöse Dimension kommt also auf zweierlei Weise in den Blick: als persönliche Geschichte mit Religion und Spiritualität und als Sinnfindungsprozess, der daraus erwächst, dass das Leben in ein größeres Ganzes eingeordnet wird.

Schlussbemerkung

Kann man denn nun all das erreichen, die beschriebenen Prozesse von Identitätsbildung und Sinnfindung, von Erinnerungskultur und Arbeit an familiären Identitäten, wenn man Biografiearbeit nur nebenbei und ergänzend einsetzt? All das passiert schließlich nicht in einer Stunde, in der eine Gruppe Biografiearbeit ausprobiert. Es sind Prozesse, die erfahrbar sind mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die sich mit einer gewissen Kontinuität oder für eine bestimmte Zeit einlassen auf das Abenteuer, das Erinnerung heißt.

Sicher ist es schön, einfach „von früher zu erzählen“. Sich zu erinnern und Geschichten von anderen zu erfahren. Lust- und Leidvolles mitzuteilen und mit anderen zu teilen. Wesentlich ist zu wissen, was möglich ist und für Prozesse sensibel zu sein, die geschehen, ohne dass sie explizit werden. Damit derjenige, der Biografiearbeit anleitet, sich über Sinn und Zweck seiner Arbeit im Klaren sein kann.

Literatur

- Eva Blimlinger, u.a., Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen, Hannover 1996.
- Hubert Klingenberg, Lebensmutig. Vergangenes erinnern, Gegenwärtiges entdecken, Künftiges entwerfen, München 2003.
- Sylvia Kade, Altersbildung: Lebenssituation und Lernbedarf, Bielefeld 1994.
- Verena Kast, Wurzeln und Flügel. Zur Psychologie von Erinnerung und Sehnsucht, in: Christiane Neuen (Hg.), Sehnsucht und Erinnerung. Leitmotive zu neuen Lebenswelten. Düsseldorf 2006, 9-29.
- Sabine Sautter (Hg.), Leben erinnern. Biografiearbeit mit Älteren, Neu-Ulm 2004.
- Fulbert Steffensky, Schwarzbrot-Spiritualität, Stuttgart 2005.

Aus der KAVD-Geschäftsstelle

Die Geschäftsstelle bietet den Ortsvereinigungen auf Anfrage umfangreiche Dienstleistungen an. Zu den Leistungen zählen u.a.:

- Erstellung, Druck und Versand von Flyern und Postern
- Versand von Mitgliederschreiben, Rundbriefen und Programmen
- Erstellung eigener Homepages u.v.m.

Fragen Sie uns, es lohnt sich!

Kontakt:

KAVD Geschäftsstelle

Postfach 20 01 31

45757 Marl

Tel.: 0 23 65/57 29 090

Fax: 0 23 65/57 29 091

E-Mail: geschaeftsstelle@kavd.de

Ein biografisches Denkmal

Augustin über seine Mutter Monnica

Larissa Carina Seelbach

Dr. Larissa Carina Seelbach ist ev. Pfarrerin z. A., Privatdozentin für Systematische Theologie und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Universität Dortmund. In ihrer Dissertation „Das weibliche Geschlecht ist ja kein Gebrechen ...’ Die Frau und ihre Gottebenbildlichkeit bei Augustin“ kristallisierte sie u. a. die Bedeutung Monnicas für Augustins Geschlechterverständnis heraus.

Monnicas Charakter kennen wir nicht anhand ihrer eigenen Darstellung, sondern voreingenommen aus der Perspektive ihres Sohnes Augustin, der sie sowohl stilisiert als auch idealisiert. Forscher projizieren gerne Erkenntnisse der modernen Tiefenpsychologie in die vorliegenden Quellen. Doch dazu eignen die sich denkbar schlecht, wie gerade das Beispiel Monnicas zeigt.

„Ihr Leben und mein Leben waren zu einem Leben geworden.“ Mit diesen Worten bringt der Kirchenvater Augustin die enge Verbundenheit zu seiner Mutter Monnica zum Ausdruck. In seiner weltberühmten Autobiografie, den Bekenntnissen, gewährt er zahlreiche weitere Einblicke in sein Seelenleben sowie in das seiner Mutter Monnica.

Psychoanalytische Deutungsversuche unserer Zeit legen gar die Vermutung nahe, dass Monnica der Psyche ihres Sohnes bedenkliche Konturen verleiht. Wie ein roter Faden zieht sich die Mutter-Sohn-Beziehung durch die Confessiones hindurch.

Theologen und Historiker kommen ebenfalls nicht umhin, Monnicas Bedeutung zu betonen. Peter Brown stellt daher fest: „Woran Augustinus sich in den

„Bekenntnissen’ erinnert, das ist sein inneres Leben, und dieses innere Leben wird von einer Gestalt beherrscht – von seiner Mutter Monnica.“

Monnica als Vorbild im Glauben

Wenn wir uns nun auf eine Monnica Biografie anhand der Schriften ihres Sohnes rekonstruierende Spurensuche begeben, müssen wir stets im Hinterkopf behalten, dass wir lediglich die Perspektive Augustins vor Augen haben. Er sieht sich selbst im Mittelpunkt. Die Erfahrungen seiner Mutter begegnen nirgends direkt. Monnica ist die Mutter eines bedeutenden Sohnes und tritt als solche stilisiert in Erscheinung. Einen Großteil ihres Lebens, den Mutter und Sohn getrennt voneinander verbringen, blendet Augustin aus.

Über andere Familienmitglieder gibt Augustin wenig beziehungsweise nahezu gar nichts preis. Nicht die verwandtschaftliche, sondern die geistige Verbindung ist für ihn von entscheidender Bedeutung. Bei Monnica kommt beides zusammen.

Die Geschichtlichkeit der durch Augustin überlieferten Aussagen muss deswegen nicht grundsätzlich infrage gestellt werden. Es liegt eher nahe, dass er eine gezielte Auswahl trifft, um die geschichtli-

chen Fakten seinem theologischen Leitgedanken unterzuordnen, das heißt seinem geistlichen Weg hin zur Bekehrung zu Gott.

Wenn Augustin die Mitglieder seiner Familie außer Monnica allenfalls beiläufig erwähnt, dann deshalb, weil sie keinen nennenswerten Einfluss auf seine Bekehrung zum Christentum haben. Welche Informationen über die so bedeutungsvolle Mutter können wir als relativ stichhaltig erheben?

Geboren wird Monnica wahrscheinlich 331 n. Chr. Eine alte strenge Dienstmagd erzieht sie. Als Jugendliche stiehlt Monnica Wein. Eine junge Magd macht ihr daraufhin den Vorwurf, eine kleine Weinsäuferin, eine „meribibulam“, zu sein, woraufhin Monnica ihr Verhalten schlagartig korrigiert.

Ihrem Ehemann Patricius, der kein Christ ist, dient Monnica und erträgt seine Untreue. Geduldig setzt sie seinem Jähzorn keinen Widerstand entgegen, sondern spricht ihn erst später auf seine Fehltritte an. Andere Frauen, die von ihren Männern geschlagen werden, ermahnt sie, dass sie Sklavinnen seien und sich nicht gegen ihre Herren auflehnen dürften. Die Unterordnung der Frau hinterfragt sie nicht.

Mit dreiundzwanzig Jahren bringt Monnica Augustin zur Welt und stillt ihn selbst, was in ihrem Umfeld keine Selbstverständlichkeit ist. Den Namen „Christus“ nimmt Augustin nach eigenen Angaben mit der Muttermilch liebevoll in sich auf und bewahrt ihn tief im Inneren. Die dürftigen Informationen über Monnicas weitere Kinder legen die Existenz des Sohnes Navigius und mindestens einer Tochter nahe.

Als Kind wünscht sich Augustin angesichts einer schweren Krankheit die Taufe, die nach der Genesung jedoch nicht erfolgt. Monnica will den noch bevorstehenden Versuchungen „lieber nur den Roh-

stoff ... als das bereits geformte Bild“ aussetzen.

Ihre Kinder erzieht Monnica bewusst christlich; und Patricius, der erst gegen Ende seines Lebens Christ wird, erhebt keinerlei Einwände. Gemeinsam betreiben sie einen ehrgeizigen, ihre Vermögensverhältnisse übersteigenden Aufwand, um dem begabten Sohn eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Vorkehrungen für eine Ehe, die möglicherweise Augustins Karriere gefährden könnte, werden keine getroffen. Gerade die Gelehrsamkeit soll Augustin nach der Auffassung seiner Mutter dazu verhelfen, Gott zu finden.

In ihren eindringlichen Warnungen zu einem sittlichen Lebenswandel erkennt Augustin rückblickend Gottes Worte. Er hat keinerlei Zweifel daran, dass Gott seiner Mutter in besonderer Weise nahe ist. So wird die verzweifelte Monnica auch von Gott durch einen Traum getröstet, als sich Augustin der Sekte der Manichäer anschließt. Sie sieht ihren Sohn neben sich auf einem hölzernen Richtscheid stehen. Monnica, die Augustin aufgrund seiner manichäischen Irrwege verweigerte, unter ihrem Dach zu wohnen, nimmt ihn nun wieder auf. Sie erlangt die Gewissheit, dass er ihren religiösen Standpunkt einstmals teilen wird.

Nach seiner Bekehrung stellt Augustin dann fest, dass sich Monnicas Traum bewahrheitet hat. Zuvor erfährt Monnica bereits Trost durch einen Bischof, der ihr zusichert: „Unmöglich geht ein Sohn so vieler Tränen verloren.“

Trotz oder gerade wegen Monnicas dominanter Präsenz versucht Augustin sich ihrem permanenten Einfluss durch eine List zu entziehen. Hinter ihrem Rücken segelt er allein nach Rom. Bei seinem Umzug nach Mailand, gesellt sich Monnica ihm dennoch wieder bei. Der Sohn lässt es

geschehen. Stolz schildert er, wie sie auf einer hierzu notwendigen Schifffahrt die gemeinsam mit ihr in Seenot geratenen Matrosen aufgrund einer Vision tröstet.

In Mailand lernt Monnica Bischof Ambrosius kennen. Sie ist eine der ersten, die den bischöflichen Protest tatkräftig unterstützten, als ein Konflikt zwischen Ambrosius und Justina, der Mutter des Kaisers Valentinian II., zu eskalieren droht. Ambrosius beglückwünscht Augustin zu seiner Mutter. Auf Empfehlung dieses von Monnica inniglich verehrten Bischofs lässt sie sogar von der lieb gewonnenen Gewohnheit ab, Speisen an die Gräber der Märtyrer zu tragen.

Frauenrivalität zwischen Mutter und Geliebter?

So wichtig die Beziehung Augustins zu seiner Mutter auch zweifelsohne ist, verleitet diese doch schnell zu einer einseitigen Übergewichtung Monnicas als der einzigen maßgeblichen Frau in Augustins Leben. Weniger Aufmerksamkeit bringt die bisherige Forschung jener Frau entgegen, der Augustin vierzehn Jahre lang die Treue hielt.

Vielfach wird das Ende der Beziehung zwischen Augustin und seiner Konkubine auf Monnicas Initiative zurückgeführt. Eindeutige Anhaltspunkte für eine Intervention Monnicas finden sich jedoch nicht. Die Verbindung zwischen Augustin und seiner Konkubine wird beendet, da eine finanziell vorteilhafte Ehe angestrebt wird.

Der Unterschied zwischen Ehe und Konkubinat besteht in der Gabe einer Mitgift im Falle der Eheschließung. In intellektuellenkreisen sind Konkubinatsverbindungen üblich und keineswegs anstößig. Niemand verlangt von Augustin, dass er seine Konkubine heiratet, auch diese selbst

vermutlich nicht. Konkubinen sind meist Frauen, die man entweder nicht heiraten kann oder nicht heiraten will.

Augustins zukünftige Braut entstammt einer reichen, katholischen, mailändischen Familie und hat das gesetzliche Mindestalter zum Heiraten von zwölf Jahren noch nicht erreicht. Er muss warten und nimmt sich nach der Trennung von seiner ersten Lebensgefährtin eine „Ersatzgeliebte“. Mit dieser zweiten und Augustins Nachwelt gänzlich unbekanntem Konkubine verkürzt er sich die Zeit. Inwiefern und in welchem Ausmaße Monnica Augustins Beziehungsleben beeinflusst, lässt sich nicht eindeutig feststellen.

Monnica als Gesprächspartnerin auf Augenhöhe und als ideale Muttergestalt

Nicht nur auf die *Confessiones*, sondern auch auf Augustins Frühschriften können wir zur Erhellung der überlieferten Persönlichkeit seiner Mutter zurückgreifen. In *De beata vita*, *Contra Academicos* und *De ordine* wird Monnica als einzige Frau im philosophischen Gesprächskreis von Cassiciacum erwähnt. Kein anderes Werk zitiert sie so häufig wie *De beata vita*, wo Monnica sogar mit Cicero verglichen wird.

Hier führt Augustin sie explizit als diejenige ein, der er alles verdanke, was er sei. Auf die übrigen Gesprächsteilnehmer wirkt sie beinahe wie ein berühmter Mann, und man geht davon aus, dass ihre Einsichten aus einer göttlichen Quelle stammen.

In *De ordine* nimmt sie ebenfalls an einem philosophischen Gespräch teil, und Augustin bekennt, dass ihm ihre Philosophie am besten gefalle. Die Liebe zur Weisheit findet er bei seiner Mutter, die nicht einmal den Tod fürchtet, und er fragt, wie er da nicht selbst mit Freuden ihr Schüler werden wolle. Monnica steht exemplar-

risch für den Weg zu Gott, der über den Glauben führt, während Augustin selbst lange Zeit den mühsamen Weg über die Philosophie eingeschlagen hat.

Monnicas Charakter wird in Augustins Schriften für alle Zeiten fixiert. Er beschreibt sie als „weiblich im Benehmen, aber männlich im Glauben, mit der Selbstsicherheit einer älteren Frau, mit mütterlicher Liebe, mit christlicher Frömmigkeit.“ (Confessiones) Sie erscheint als idealtypisch gezeichnete Verkörperung einer christlichen Frau und Mutter, die viele Eigenschaften mit Maria gemeinsam hatte. So ist sie von Herzen gläubig, die Magd Gottes, rein, keusch und bescheiden. Gott ist ihr nahe und erhört sie, sie ist gehorsam und will, dass Gott Augustin ein Vater wird.

Bei all diesem Lob hebt Augustin dennoch hervor, dass er nicht ihre, sondern Gottes Gaben an sie rühme. Es ist zu vermuten, dass das von Augustin gezeichnete Lebensbild seiner Mutter auch durch die Kenntnis von Muttergestalten aus ihm zugänglicher und nachweislich bekannter Literatur, wie etwa von Dido, der Königin von Karthago, von Aeneas' Mutter Venus oder von der berühmten römischen Matrone Cornelia inspiriert ist.

Nach Augustins Rückwendung zum Christentum nimmt die geistige Beziehung zwischen Mutter und Sohn weiter zu und strebt im Glauben an Gott einem besonderen Ereignis zu. 387 n. Chr. wird beiden eine gemeinsame Vision in Ostia, kurz vor Monnicas Tod, zuteil. Ihre philosophische Schilderung ist als ein Höhepunkt der Confessiones zu verstehen.

Monnica und Augustin berühren die auf Gott ausgerichtete Weisheit. Im Anschluss an diese Erfahrung erklärt Monnica, deren größtes Anliegen, Augustin als katholischen Christ zu sehen, sich erfüllt hat, dass sie nun nichts mehr im Leben hält. Wenige Tage darauf erkrankt sie und for-

dert von Augustin und seinem anwesenden Bruder, nach ihrem Ableben an Ort und Stelle begraben zu werden. Sie wünscht sich, dass ihre Söhne ihrer am Altar des Herrn gedenken sollten, wo immer sie auch seien. Augustin nimmt freudig wahr, dass sie den bisher gehegten Wunsch, neben ihrem Mann bestattet zu werden, aufgegeben hat.

Monnica verstirbt im Alter von 56 Jahren. Augustin kehrt nach Afrika zurück und besucht ihr Grab nie wieder. Dennoch ist er auch gegen Ende seines eigenen Lebens noch voll bewundernder Dankbarkeit für seine Mutter.

In De dono perseverantiae aus dem Jahre 428/429 n. Chr. macht er deutlich, dass er jenes, was er in den Confessiones von seiner Bekehrung und auch von dem Glauben, den er einst gelästert hatte, mitteilte, nur deshalb erzählt habe, um zu zeigen, dass sein Heil und seine Rettung auf die ehrlichen Tränen seiner Mutter, die diese tagtäglich vergossen hatte, zurückzuführen seien. Er ist überzeugt, dass, falls die Seelen der Verstorbenen am Geschick der Lebenden etwa in Träumen Anteil nähmen, Monnica zweifelsohne von dieser Möglichkeit jede Nacht Gebrauch machen würde, um ihn zu trösten.

Inwiefern Monnicas zentrale Rolle nicht nur ihren eigenen Tod, sondern auch das Leben ihres Sohnes überdauern sollte, klingt in Augustins Bitte an seine Leserschaft an, Gottes „Dienerin Monnica zu gedenken, zusammen mit Patricius, der einst ihr Gatte war ... So werde ihr überreich gewährt, was sie als letztes von mir verlangt hat, mit Hilfe dieser meiner Bekenntnisse, mehr noch durch das Gebet der vielen anderen als durch meines.“ Dieser Wunsch sollte sich im Laufe der Jahrhunderte erfüllen. Monnicas Popularität nimmt mit dem Beginn des Mittelalters einen deutlichen Aufschwung. Der intensive Kult

um sie und ihre Reliquien breitet sich schließlich weltweit aus.

Heilig oder psychisch beeinträchtigt?

Den wohl krassesten Kontrast zu dieser innigen Heiligenverehrung bilden die eingangs erwähnten kritischen Deutungsversuche seitens der Psychoanalyse. Abschließend soll auch auf sie kurz exemplarisch eingegangen werden.

Monnica erscheint manchen Interpreten als gefühlkalt, allzu gut und gehorsam oder aber trotz einer oberflächlichen Sanftheit sehr energisch. Ihr wird eine feindselige Einstellung zur Sexualität bescheinigt. Mit ihrer Ehe sei sie unzufrieden gewesen und habe daher ihre frustrierte Liebe stellvertretend auf Augustin konzentriert. Bei diesem sei es so zu einer außergewöhnlich intensiven ödipalen Krise gekommen.

Augustin sei durch Monnica zu einem Muttersöhnchen gemacht worden, dessen normale Identifikation mit Patricius untergraben worden sei. Man müsse nicht Freud studiert haben, um zu erkennen, inwiefern die außergewöhnliche Beziehung zwischen Mutter und Sohn zu einem der entscheidenden Faktoren in Augustins Leben geworden sei. In diesem Verhältnis liege seine Unfähigkeit, Glück in der Liebe zu Frauen zu finden, begründet. Seine verzweifelte Suche in der Philosophie und in der Religion sei nur ein schwer fassbarer Ersatz.

Für die Annahme, dass Monnica inzestuöse Absichten ihrem Sohn gegenüber hegte, glauben einige Forscher einen Anhalt zu besitzen. Diesen erkennen sie in Monnicas häufigem Weinen vor Augustin, dem eine erotische Qualität zukomme. Augustin habe nach Auswegen aus der Enge der Mutter-Sohn-Beziehung gesucht. Nach dem Tod des Vaters sei er aus Furcht vor

seiner Besitz ergreifenden und verführerischen Mutter die Verbindung mit einer Konkubine eingegangen und habe sich den Manichäern zugewandt. Mit diesen Protesthandlungen habe Augustin Monnica kränken und zum Rückzug aus seinem Leben veranlassen wollen.

Die langjährige Lebensgefährtin, seine erste Konkubine, habe er nicht heiraten können, weil er nicht in der Lage gewesen sei, die männliche Rolle zu übernehmen. Die Konkubine sei Monnica lange Zeit ein Dorn im Auge gewesen. Daher sei diese Frau Monnicas Plänen geopfert worden. Bei dieser Schuldzuweisung findet sich eine große Einheitlichkeit der Auslegungen. Monnica würde demnach die Verantwortung für das Schicksal der Konkubine tragen.

Augustin sei nur der Ausweg eines zölibatären Lebens geblieben, denn jede Verbindung mit einer Frau hätte sein ödipales Problem verschärft. In Monnicas Wunsch, in Ostia, statt an der Seite ihres Ehemannes, bestattet zu werden, wird die Erfüllung von Augustins infantilen, ödipalen Phantasien erkannt. Augustins Eltern wurden für immer getrennt, und er selbst habe hierin die besondere Frömmigkeit seiner Mutter zu sehen vermocht.

Kritische Anfragen drängen sich in Anbetracht solcher Analysen förmlich auf. Psychoanalytische Abhandlungen können ihr eigenes wissenschaftliches Vorverständnis ebenso wenig ausblenden, wie dies bei Studien anderer Fachrichtungen – etwa der Theologie – der Fall ist.

Inwiefern ein Mensch, der vor 16 Jahrhunderten lebte und einer anderen Kultur angehörte, überhaupt auf der Grundlage seiner eigenen Schriften charakterisiert werden kann, sei dahingestellt. Zu Augustins Zeiten herrschten gänzlich andere Vorstellungen dessen vor, was als „krank“ oder „gesund“, als „normal“ oder „anomal“

zu gelten hat. Diese Einschätzungen unterliegen historischen Wandlungsprozessen.

Daraus folgt im Blick auf psychoanalytische Erklärungsversuche, dass vor einer Bewertung stets die Untersuchung der sozialen und historischen Gegebenheiten stehen müsste. Soziokulturelle Strukturen, die Stellung der Geschlechter zueinander sowie staatliche Reglementierungen, um nur einige Aspekte zu nennen, wirken sich auf die Entwicklung einer Persönlichkeit aus.

Erschwerend kommt hinzu, dass wir Monnicas Charakter nicht anhand ihrer eigenen Darstellung, sondern voreingenommen aus der Perspektive ihres Sohnes kennen lernen, der sie sowohl stilisiert als auch idealisiert. Die uns vorliegenden

Quellen eignen sich demnach denkbar schlecht, um Erkenntnisse der modernen Tiefenpsychologie in sie zu projizieren. Näher liegt es, in Augustins Schilderungen die liebevolle Bemühung wahrzunehmen, seiner für ihn so prägenden Mutter ein nachhaltiges Denkmal zu setzen.

Literatur

Peter Brown, Augustinus von Hippo. Eine Biographie (erw. Neuausgabe), München 2000 (Frankfurt 1973), 24.

Peter Brown, Die Keuschheit der Engel. Sexuelle Entsagung, Askese und Körperlichkeit im frühen Christentum, München 1994.

Veranstaltung: „Nim din selbes war“. Geistlicher Einkehr und Studientag zu Texten von Meister Eckhart

Datum: 29.11.2008, 10.00 - 17.00 Uhr

Ort: Dominikanerkloster Hl. Kreuz, Lindenstr. 45, 50674 Köln

Referent: P. Wolfgang Stickler OP

Thema: „Nim din selbes war“. Geistlicher Einkehr und Studientag zu Texten von Meister Eckhart

Programm:

10.00 Uhr: Anreise und Stehkafee

10.15 Uhr: Begrüßung

10.30 - 12.00 Uhr: I. Arbeitsphase

12.00 - 13.30 Uhr: gemeinsames Mittagessen und Pause

13.30 - 15.00 Uhr: II. Arbeitsphase

15.00 - 15.30 Uhr: Kaffee

15.30 - 17.00 Uhr: III. Arbeitsphase

17.30 Uhr: Gelegenheit zur Teilnahme an der Vesper

18.00 Uhr: Gelegenheit zum Besuch der Vorabendmesse

Kostenbeitrag: 20,00 € (Organisation, Kaffee, Mittagessen, Referentenonorar)

Anmeldung: KAVD-Geschäftsstelle (02365/57290-90) oder

Dominikanerkloster Hl. Kreuz (0221/58070001)

Veranstalter: Dominikaner an Hl. Kreuz, Köln und KAVD-DV Köln

Bilanz eines Forscherlebens

Aus der Arbeit eines Archivs

Wolfgang Müller

Dr. Wolfgang Müller leitet das Archiv der Universität des Saarlandes in Saarbrücken.

Im Nachlass eines Wissenschaftlers sammelt sich in der Regel eine Unmenge an biografischem Material an. Dieses Material zu bewerten und zu entscheiden, was überhaupt für die Nachwelt erhalten werden soll, ist Aufgabe von Archivaren. Der Autor schildert an einem Beispiel, wie historische Kenntnisse und das Aufdecken biografischer Querverbindungen schon bei erster Sichtung zu dieser Entscheidung beiträgt.

Archive als Institutionen der Geschichtskultur und Speicher des historischen und kulturellen Gedächtnisses verwahren auch vielfältige Quellen zu Einzelpersonen, Gruppen und zur Lebenswelt der Bevölkerung. So stehen etwa in Kirchen- und Kommunalarchiven die Kirchenbücher und die Bürgerregister im Zentrum des Interesses der Genealogen. Ebenso finden sich dort wie in Staats-, Partei-, Universitäts-, Wissenschafts- oder Kunstarchiven neben vielfältigem Schrift- und Sammlungsgut auch Nachlässe bedeutender Persönlichkeiten.

Um diese wichtigen biografischen Quellen überhaupt der Nachwelt und der künftigen historischen Forschung zu erhalten, widmen sich die jeweils zuständigen Archivarinnen und Archivare intensiv der Sicherung dieser oft privat gesammelten, manchmal an verschiedenen Orten verstreuten, vielfach ungeordneten, mehr oder weniger systematisch gesammelten Mate-

rialien. Dabei kann beispielsweise der wissenschaftliche Nachlass eines Gelehrten äußerst interessante umfangreiche autobiografische Aufzeichnungen und Tagebücher, seine wissenschaftlichen Netzwerke dokumentierende Korrespondenz, Labortagebücher, Vorlesungsskripten, unpublizierte Vorträge und Fotoalben umfassen, aber auch „nur“ kaum archivwürdige mehrfache Dubletten seiner Publikationen, Kopien aus der Sekundärliteratur oder diverse Abrechnungen enthalten.

Gerade die Sichtung und archivi-sche Bewertung der Unterlagen erfordert die umfassende Kompetenz der als Historiker ausgebildeten Archivarinnen und Archivare, da die von ihnen getroffene Auswahl die Materialbasis späterer historischer Forschung beeinflusst und einmal vernichtete Unterlagen verloren sind. Ferner regeln die Archivarinnen und Archivare die spätere Nutzung dieser Bestände nach den entsprechenden archivgesetzlichen Bestimmungen und erschließen in oft sehr zeitintensiven Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten diese Unterlagen für die künftige Forschung.

Die mit archivwissenschaftlicher und historischer Kompetenz gleichermaßen ausgestatteten Archivarinnen und Archivare haben dabei die dreifache Aufgabe, einerseits „auf dem Gebiet der Bewertung und Ordnung Hüter“ und andererseits „auf dem Gebiet der Erschließung und Beratung von Benutzern Übersetzer und Vermittler“ (Dietmar Schenk) zu sein und außerdem als

„forschende Historiker an der wissenschaftlichen Erschließung und Auswertung des ihnen anvertrauten Archivgutes mit-(zu)wirken“. (Eckart G. Franz)

Wenn aus verschiedenen Gründen vielfach kein Gelehrten-Nachlass überliefert oder nur fragmentarisch vorhanden ist, sind weitere Recherchen erforderlich. Grundsätzlich bietet bereits die Sekundärliteratur dem Historiker Hinweise auf das Umfeld einer Person und ihre Lebensverhältnisse und verweist auf Begegnungen mit Zeitgenossen und prägende zeitgeschichtliche Erfahrungen, während die Primärliteratur das publizierte wissenschaftliche Oeuvre dokumentiert.

Ebenso sind begleitende Recherchen in Archiven nach der entsprechenden Personalakte oder der Überlieferung des jeweiligen Instituts oder der Fakultät erforderlich. Auch das Gespräch mit den Zeitzeugen und die Spurensuche bei Familienangehörigen sowie dem akademischen Kollegen- und Schülerkreis kann vielfach Wege zu neuen Perspektiven – und Quellen bieten. Welch vielfältige biografische Informationen sich aus verschiedenen Archivalien und der damit verbundenen Analyse der Sekundärliteratur gewinnen lassen, mag die folgende Miszelle illustrieren.

Ulrich Albert Mann, der Offizier

Ulrich Albert Mann erblickte am 11. August 1915 in Stuttgart als einziges Kind des Kaufmanns Albert Mann und seiner Ehefrau Euphrosyne, geborene Seeberger, das Licht der Welt. In seiner Heimatstadt legte er am traditionsreichen humanistischen Eberhard-Ludwigs-Gymnasium das Abitur ab. Zum Schülerkreis dieser 1686 als Gymnasium illustre begründeten Lehranstalt zählten übrigens unter anderem auch Eugen Gerstenmaier, Kurt Huber, Werner Krauss oder die Brü-

der Alexander, Berthold und Claus von Stauffenberg.

Der Reifeprüfung folgte 1934 zunächst der Arbeits- und dann seit Herbst 1934 der Wehrdienst. Unmittelbar nach der Einführung der durch den Versailler Vertrag verbotenen allgemeinen Wehrpflicht am 16. März 1935 trat Ulrich Mann als aktiver Offizier beim Flakregiment 25 in Ludwigsburg in die Wehrmacht ein.

Aus seinem Lebenslauf erfahren wir außerdem, dass er „mit dieser Truppe in den Krieg zog und am Westfeldzug 1940 teilnahm. Es folgten verschiedene Dienststellungen in Stäben und im Heimatluftschutz. „1942 kam ich als Kommandeur einer Panzerjägerabteilung an die Ostfront, 1944 führte ich die Fallschirm-P(an)z(er)-J(ä)g(er) Abteilung in der Invasions-schlacht im Westen. Mit den Resten dieser Truppe geriet ich im Herbst 1944 in englische Gefangenschaft. Persönlich hatte ich mich immer vorwiegend mit religiöser Literatur beschäftigt. So nahm ich es dankbar an, als mir in England Gelegenheit geboten wurde, im Studienlager Norton Camp das theologische Studium zu ergreifen.“

Theologie für Kriegsgefangene, Camp Norton

Wie im französischen Montpellier oder im italienischen Rimini war Mitte August 1945 mit dem Camp Norton in Nottinghamshire auch in England eine protestantische Theologische Schule für deutsche Kriegsgefangene eröffnet worden. Die spannende Geschichte dieser dank der Unterstützung des „Weltbundes Christlicher Verein Junger Männer“ (YMCA) unter der Ägide Birger Forells begründeten und bis Juni 1948 bestehenden Einrichtung hat Klaus Loscher in einer umfassenden Studie ebenso ausgeleuchtet wie Werner Jentsch in seinen Erinnerungen „Ernstfälle – Er-

lebtes und Bedachtes“.

Auch in anderen persönlichen Reminiszenzen wird stets die „geistliche Bruderschaft“ und die dort erfahrenen Lebensprägungen hervorgehoben. Vier „Nortonen“ sollte ihr wissenschaftlicher Weg schließlich zu einem theologischen Lehrstuhl führen: den 1926 geborenen Jürgen Moltmann in Tübingen, Johann F. Gerhard Goeters (1926-1996) in Bonn, Richard Hentschke (1922-2007) in Berlin und Ulrich Mann an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken.

Pfarrer in Württemberg, Habilitation

Denn nach der Rückkehr aus England konnte Mann seine Studien seit Oktober 1946 an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen fortsetzen und mit der ersten und zweiten „evangelisch-theologischen Dienstprüfung“ im Februar 1949 beziehungsweise im Mai 1950 abschließen. Nach der Vikarszeit in Nürtingen vom April bis Oktober 1949 war er bis August 1951 als Repetitor im traditionsreichen Tübinger Stift tätig und hielt dort Übungen zum Alten Testament, zur Dogmengeschichte und Dogmatik.

Gleichzeitig begann er mit seiner von Adolf Köberle betreuten Dissertation „Spiritualismus und Realismus im christlichen Offenbarungsverständnis“, die zur Promotion zum Dr. theol. am 16. Januar 1953 führte. „Diese Arbeit führte mich besonders an Luther heran, aber auch an Hamann, Oetinger und die Theologen des biblischen Realismus; in Auseinandersetzungen mit diesen Auffassungen war insbesondere der Entwicklungsgang der neueren Theologie zu vergleichen“, bemerkte er in einem späteren Lebenslauf. „Vor allem regte mich die Arbeit an zum Suchen nach den letzten Prinzipien, den verschiedenen theologischen Denksysteme-

men, vor allem auch in unserer Zeit, und als weiteres Ergebnis dieser Studien entstand später das Buch „Gottes Nein und Ja“, worin ich versuchte, das dogmatische Grundprinzip Gesetz und Evangelium in durchgängigen Zusammenhang zu bringen.“

Zwischen September 1951 und September 1958 unterrichtete Ulrich Mann zunächst als Religionslehrer, dann als Studienassessor und Studienrat am Mädchengymnasium in Ulm und habilitierte sich mit der Studie „Gesetz und Evangelium als dogmatisches Prinzip“, aus der 1959 die bereits erwähnte Publikation „Gottes Nein und Ja. Von Grundriß und Richtmaß theologischen Denkens“ resultierte, sowie der Probevorlesung über „den Begriff der Dimension und seine Bedeutung für die systematische Theologie“ im März 1957 in Tübingen für das Fach Systematische Theologie. Nach der Habilitation wirkte er seit dem Sommersemester 1957 auch als Dozent für systematische Theologie in Tübingen, hielt Hauptvorlesungen über Religionsphilosophie, Dogmatik und Ethik sowie Seminare beispielsweise über Kant, Fichte oder Schleiermacher.

Feierstunde im Bundestag

Am 17. Juni 1960, dem „Tag der Deutschen Einheit“, hatte Ulrich Mann übrigens die Ehre, die Festansprache „Selbstbestimmungsrecht für das deutsche Volk“ zum Gedenken an den Volksaufstand in der DDR am 17. Juni 1953 während der Feierstunde der Bundesregierung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zu halten. Ein Blick in die „Kabinettsprotokolle der Bundesregierung“ zeigt, dass nach dem Heidelberger Historiker Werner Conze 1959 mit dem sozialdemokratischen Bürgermeister Wilhelm Kaisen „eine führende Persönlichkeit der Opposition oder auch ein

Hochschullehrer mit der Ansprache“ be-
traut werden sollte, zumal Bundeskanzler
Adenauer bei den ebenfalls vorgeschlage-
nen „Persönlichkeiten des kirchlichen Le-
bens (Bischof Dr. Dibelius oder Kardinal
Dr. Döpfner) ... für beide Bischöfe politi-
sche Schwierigkeiten“ befürchtete.

Letztlich folgte das Kabinett dem
Vorschlag des damaligen Innenministers
und langjährigen Vorsitzenden des Evan-
gelischen Arbeitskreises der CDU, Gerhard
Schröder, der „an Ulrich Mann, einen frü-
heren Generalstabsoffizier und jetzigen
Theologen oder auch an“ den Historiker
„Prof. Dr.“ Theodor „Schieder in Köln“ ge-
dacht hatte. Schließlich ermächtigte das
Kabinett Schröder, „mit Ulrich Mann und
Prof. Dr. Schieder zu verhandeln“.

Gespräch zwischen Theologie und Philosophie

„Die Beschäftigung mit neuerer
und gegenwärtiger Philosophie“ brachte
Mann wissenschaftlich auch zu „religions-
philosophischen Studien“, die 1961 in sei-
ner „Theologischen Religionsphilosophie
im Grundriß“ mündeten: „Ich verfolge
darin das Interesse, das Gespräch der Theo-
logie mit der Philosophie zu fördern und
die Religionsphilosophie von einem ent-
schiedenen theologischen Standpunkt, dem
lutherischen aus, wieder als legitime syste-
matisch-theologische Disziplin zu bewah-
ren. Dabei beschäftigt mich stark das
Problem der allgemeinen Offenbarung, die
ich unter dem Gesichtspunkt des göttlichen
Gesetzes ethisch begründen möchte. Das
führte mich zu Studien der griechischen Li-
teratur und Philosophie.“

Außerdem widmete er sich einem
„größeren Werk, welches die Uoffenbar-
ung im griechischen Bereich unter theolo-
gischem Aspekt untersuchen soll“ und
1962 unter dem Titel „Vorspiel des Heils.

Die Uoffenbarung in Hellas“ erschien. „In
Auseinandersetzung mit dem Geist des
deutschen Soldatentums, den ich einiger-
maßen zu kennen glaube,“ war bereits 1958
das Buch „Lorbeer und Dornenkrone. Eine
historische und theologische Studie über
das Wehrverständnis im deutschen Solda-
tentum“ entstanden. „Die hier gewonnenen
Erkenntnisse, die ich besonders Luthers
Schriften zum weltlichen Regiment ver-
danke, führten mich dazu, mich immer
wieder in politische Tagesfragen einzulas-
sen, jedoch ausschließlich in der Absicht,
zur Gewinnung eines neuen politischen
Ethos beizutragen. Mein Interesse gehört
stark dem Problem rechter Unterscheidung
geistlichen und weltlichen Denkens“, er-
klärte er programmatisch in seiner an die
Philosophische Fakultät der Universität des
Saarlandes gerichteten Bewerbung um das
Ordinariat für evangelische Theologie.
„Das führt immer zunächst dazu, die rechte
Interpretation der theologischen Mitte zu
suchen, doch schließt es danach nicht aus,
vielmehr ein, dass von da aus immer wie-
der und immer wieder neu die Begegnung
mit dem weltlichen Denken in seiner gan-
zen Breite gesucht wird. Obwohl ich in
Ulm keine Berufstätigkeit mehr auszuüben
habe, wohne ich noch dort, weil bislang in
Tübingen keine geeignete Wohnung zu fin-
den war. In Ulm habe ich ab und zu Gele-
genheit, aushilfsweise zu predigen, was mir
für den Hochschultheologen sehr wichtig
scheint.“

Politische Probleme im Saarland

Im März 1962 in Tübingen zum
außerplanmäßigen Professor ernannt, be-
warb sich der inzwischen 46jährige Theo-
loge im Frühjahr 1962 um das neu
errichtete Ordinariat für evangelische
Theologie an der Universität des Saarlan-
des in Saarbrücken. Diese Universität war

1948 unter der Ägide der Universität Nancy und der Französischen Republik im seinerzeit politisch teilautonomen und ökonomisch durch Wirtschafts- und Währungsunion mit Frankreich verbundenen Saarland gegründet worden.

Die anfangs ebenfalls vorgesehene Theologische Fakultät konnte aber ebenso wenig wie ein eigenes Saarbistum oder eine eigenständige evangelische Landeskirche an der Saar realisiert werden, da ja unerachtet der politischen Sondersituation die 1815 nach dem Wiener Kongress festgelegten kirchlichen Sprengelgrenzen nicht verändert worden waren und die Verbindungen zu den katholischen Diözesen Trier und Speyer einerseits und zur Protestantischen Landeskirche der Pfalz und zur Evangelischen Kirche im Rheinland andererseits fortbestanden. Im Zuge der neuen saarpolitischen Weichenstellungen zwischen 1955 und 1959 und dem Beitritt des Saarlandes zur Bundesrepublik hatte dann auch die Universität den Übergang zum bundesdeutschen Universitätssystem vollzogen.

Während die Rheinische Kirche 1956 eine hauptamtliche Studentenpfarrstelle errichtete, begann der im November jenes Jahres berufene Dr. Egon Franz mit Lehrveranstaltungen in „Religionswissenschaft“, und seit dem Sommersemester 1957 boten Mainzer Dozenten theologische Gastvorlesungen, um Studierenden den Erwerb der Facultas für Religion zu ermöglichen. Am Ende dieser Entwicklung wurden ein neues „Institut für Evangelische Theologie“ und ein „fakultätsfreier Lehrstuhl“ begründet.

Aufbau eines Instituts aus dem Nichts

Anfang Januar 1963 folgte Ulrich Mann dem Saarbrücker Ruf zum 1. März 1963 und übersiedelte mit seiner aus Nür-

tingen stammenden Ehefrau Elise, geborene Schmid, die er 1941 geheiratet hatte und seiner 1942 geborenen Tochter, an seine neue Wirkungsstätte. Der Aufbau des Instituts aus dem Nichts, die komplexen Diskussionen um die administrative Struktur des Instituts bis zu seiner endgültigen Integration in die Philosophische Fakultät 1969, die Themen der einzelnen Vorlesungen und Seminare oder Weg und Profil der Assistenten Alfred Rupp, Gert Hummel und Sigrid Großmann müssen einer späteren detaillierten Institutsgeschichte vorbehalten bleiben wie eine umfassende Würdigung von Manns wissenschaftlichem Oeuvre oder seiner ins Mittelmeer, aber auch den Nahen und Mittleren Osten führenden Reisen.

Aus den Akten erfahren wir beispielsweise, dass er im Wintersemester 1967/68 eine Gastprofessor an der Universität München wahrnahm und im dortigen „Institut für Christliche Weltanschauung“ der Philosophischen Fakultät eine Vorlesung über „Das Christentum als absolute Religion“ sowie ein Seminar über „Theologie und Tiefenpsychologie“ hielt.

In seinem Saarbrücker Forschungssemester 1969 widmete er sich dem Abschluss der beiden Publikationen „Das Christentum als absolute Religion“ sowie der „Einführung in die Religionsphilosophie“. Im Juli 1970 informierte er den damaligen Dekan der Saarbrücker Philosophischen Fakultät, den Begründer der Saarbrücker Schule für Kulturpsychologie Ernst Boesch, ihm sei „durch Vermittlung der Deutschen Botschaft in Delhi von Seiner Heiligkeit, dem Dalai Lama, für die zweite Oktoberhälfte eine Audienz bewilligt worden ... Hierbei darf ich erwähnen, dass ich seit einiger Zeit mit Schwerpunkt an der theologischen Problematik einer Verständigungsmöglichkeit zwischen den großen lebenden Religionen arbeite. Es ist

dies ein Problem, das ins Religionswissenschaftliche und -psychologische reicht, ebenso aber auch eine unmittelbare Begegnung und Aussprache mit führenden Repräsentanten der Hochreligionen erforderlich macht. Von daher erhellt, dass ich die genannte Gelegenheit unbedingt benützen sollte. Ich hoffe auch, durch Tonband und Bild einiges interessante Material mitbringen zu können, das ich den Studierenden an unserem Institut dann zugänglich machen kann.“

Die Religion in den Religionen

In seinem Forschungssemester 1973/74 konnte er sowohl die „Einführung in die Religionspsychologie“ als auch die Edition von „Theologie und Religionswissenschaft“ publizieren und das Manuskript der Studie „Die Religion in den Religionen“ und damit einen Vergleich christlicher und indischer Religiosität abschließen, wozu er auch eine Reise nach Nordindien unternahm, Gespräche mit Sri Gopi Krishna in Srinagar führte und etliche Lama-Klöster besuchte und dann im Sommer 1978 eine weitere Indienreise folgte. Zu seinem 60. Geburtstag gab Gert Hummel unter dem Titel „Synopsis – Beiträge zum Gespräch der Theologie mit ihren Nachbarwissenschaften“ eine Festschrift heraus, würdigte Manns Dialog mit den anderen Disziplinen, „insbesondere den Religionswissenschaften und der Tiefenpsychologie“ und betonte, er habe „in der Tat das Erbe des wissenschaftlichen Lebens von Karl Heim weitergetragen“.

Bilanz eines Forscherlebens

Zum Ende des Sommersemesters 1980 wurde Ulrich Mann emeritiert, wobei in der Abschiedsfeier am 7. Juli 1980 sein Doktorvater Adolf Köberle den Festvortrag

und sein Schüler Gert Hummel als Dekan der Philosophischen Fakultät die Laudatio hielt und dabei Manns 17 Saarbrücker Jahre, seine Persönlichkeit, seine facettenreichen Publikationen und seine Ausstrahlung als anregender akademischer Lehrer Revue passieren ließ.

Der nun in Tutzing lebende und 1974 mit dem Bayerischen Verdienstorden ausgezeichnete Emeritus engagierte sich weiterhin führend im „Deutschen Alpenverein“ und als Präsident im „Bund für freies Christentum“ und legte neben zahlreichen Miscellen weitere Monographien „Grundzüge einer Metaphysik der Tiefenpsychologie“ (1981), „Schöpfungsmythen – vom Ursprung und Sinn der Welt“ (1982) und „Überall ist Sinai – die heiligen Berge der Menschheit“ (1988) vor. 1985 hatte Gert Hummel unter dem Titel „Fiscella Theologiae. Beiträge aus dem Institut für Evangelische Theologie der Universität Saarbrücken für Professor em. Dr. Ulrich Mann zur Vollendung seines 70. Lebensjahrs“ herausgegeben.

Im Alter von 73 Jahren verstarb Ulrich Mann am 13. März 1989 in Tutzing. Ein Teil seines – insbesondere diverse Korrespondenz, Vorträge, Materialsammlungen oder Vorlesungsskripten umfassenden – wissenschaftlichen Nachlasses ist kürzlich in das Archiv der Universität des Saarlandes gelangt, wird dort gelegentlich erschlossen und dokumentiert das Wirken eines faszinierenden protestantischen Theologen.

Literatur

Manns Publikationen bis 1975 verzeichnet Sigrid Großmanns Bibliographie Ulrich Mann in: Gert Hummel (Hg.), Synopsis. Beiträge zum Gespräch der Theologie mit ihren Nachbarwissenschaften. Festschrift für Ulrich Mann zum 11. August 1975, Darmstadt 1975, 263-271.

Beschädigte Leben?

Biografien erleiden Brüche

Sybille Jatzko

*Sybille Jatzko, Traumatherapie, EMDR, Trauerbegleitung, Katastrophennachsorge, Gesprächstherapeutin, ist seit über 20 Jahren in der Begleitung und Therapie von Opfern und Hinterbliebenen tätig. Neben den im Text genannten Projekten arbeitet sie in einer Trau-
magruppe nach Unfällen, Überfällen, Geiselnahme, Gasexplosionen, Bahngleisunfällen.*

Der Tsunami im Dezember 2004, die Flugtagskatastrophe 1988 in Ramstein, das Zugunglück 1998 in Eschede, Verkehrsunfälle, Raubüberfälle, individuelle Schicksalsschläge: Diesen Ereignissen ist gemeinsam, dass sie Menschen völlig unerwartet trafen. Lebensläufe erhielten einen Bruch. Bei allen Katastrophen gibt es aber ein Leben danach, die Notwendigkeit und die Möglichkeit, das Unglück individuell zu verarbeiten.

Ich arbeite mit Menschen, die zum Beispiel von Ramstein, dem Birgenairabsturz von 1996, dem Brandunglück von Kaprun 2000 oder dem Terroranschlag 2002 in Djerba betroffen sind oder mit den Hinterbliebenen des Massakers in Erfurt. Ich begleite sie in Gruppen, in denen sie sich zusammenfinden und so etwas wie eine Schicksalsgemeinschaft bilden. Es sind Menschen, die nach den Brüchen in ihrer Biografie das Leben neu gestalten und entwickeln mussten.

Absturz der Birgenair-Maschine

Heute ist Mittwoch, der 7.2.1996. Wir haben die erste Karte von unseren Kindern aus der Dom Republik erhalten, aber sie kommen ja heute aus dem Urlaub zurück und haben sicher viel zu erzählen.

Gestern Abend gegen 23 Uhr habe ich zu den Sternen gesehen und innig an meine Kinder gedacht. Jetzt ist es 13 Uhr, wir wollen essen. Herbert schaltet das Radio ein. Als erstes die schreckliche Nachricht: „Heute Morgen ist eine Boeing 757 mit 189 Passagieren an Bord kurz nach dem Start ins Meer gestürzt.“

Wir sehen uns an, das sind unsere Kinder. Ich kann es nicht glauben, das kann nicht sein! Es fliegen ja noch mehr Maschinen. Nicht diese, nein! Sie werden nicht dabei sein, außerdem können sie schwimmen, das Wasser ist warm. Nein, nicht unsere Kinder!

Das Essen bleibt unberührt stehen. Herbert ist da realistischer, für ihn ist es schon bittere Wahrheit. Was tun? Wir werden aufgefordert, das Fernsehen einzuschalten. Auch hier Fassungslosigkeit; überall fassungslose, verstörte, weinende Menschen.

Keine weiteren Nachrichten. Das kann nicht wahr sein, warum? Immer wieder die Frage, warum? Was ist zu tun? Gibt es Überlebende? Wo erfahren wir, ob sie überhaupt an Bord waren?

Ich rufe alle genannten Nummern an, besetzt. Endlich das Auswärtige Amt: „Rufen Sie später an, wir haben noch keine Passagierliste.“ Banges Warten, bis jetzt keine Überlebende. Ich bin wie gelähmt,

kann keinen klaren Gedanken fassen. Warum? Sie sind doch noch so jung, haben ein ganzes Leben vor sich; soll es für die Kinder zu Ende sein, bevor es begonnen hat? Warum gerade sie?

Noch nie hat mich ein Schmerz so tief getroffen, es ist so unbegreiflich, warum gerade wir? Ich habe immer noch eine trügerische Hoffnung, dass Christiane, Günther, Julchen und Julian überlebt haben. Man glaubt nicht, wie lange ein Mensch hoffen kann, die Phantasie schlägt Kapriolen, ich klammere mich an jeden Funken Hoffnung, ich will es einfach nicht wahr haben, meine Seele ist zerrissen. Wie sollen wir weiterleben?

Die Ungewissheit wird zur bitteren Wahrheit. Sie waren an Bord, die Bildzeitung hat die Passagierliste veröffentlicht. Die Zerreißprobe geht weiter, Leichen werden geborgen, erst nur wenige, dann immer mehr, Wir hoffen wieder, nun auf die Toten. Werden wir sie wenigsten bei uns bestatten können?

Wir brauchen Hilfe, aber von wem? Keiner fühlt sich zuständig. Der Arzt verschreibt Beruhigungsmittel und Schlaf-tabletten. Wir brauchen einen klaren Kopf, nichts zur Betäubung; es klappt. Wochen vergehen ohne Nachricht mit bangen Tagen und Nächten.

Endlich: Das LKA meldet sich bei uns; es möchte Personenbeschreibungen, besondere Merkmale, Bilder zur Identifizierung. Sie nehmen in der Wohnung Fingerabdrücke, suchen Haare. Wir müssen in die Wohnung, Papiere suchen. Es gibt Dinge, über die man im Leben nicht spricht; wer denkt auch an den Tod, und doch ist es so wichtig, die Dinge im Leben zu ordnen, das sollte man nicht versäumen. Vor der Haustür liegen Blumen.

Ich breche fast zusammen, als wir die Wohnung betreten. Sie sind plötzlich so nah, und doch werden sie ihr Heim nie

mehr betreten. Wir können unsere Enkel nie wieder in die Arme schließen. Im Zimmer von Julian steckt noch der Akku in der Steckdose, die Rennbahn ist aufgebaut. Überall verlassenes Spielzeug.

Wie geht es weiter? Versicherungen, angefangener Hausbau, Banken, Sparkasse, wer weiß Bescheid, wer kann helfen? Wir sind überfordert, keine Hilfe von außen. Unsere Kinder unterstützen uns so gut sie können.

Mitte März ein Anruf vom LKA. Eine der gefundenen Frauen könnte Christiane sein. Es ist verrückt, aber wir klammern uns an den Gedanken, und empfinden sogar Dankbarkeit, wenn wir sie zurückbekommen. Zwei Tage banges Warten, dann die traurige und doch so erlösende Gewissheit: Christiane, es sind deine Fingerabdrücke.

Und die anderen? Es wurden keine Kinder gefunden. Und Günther? Die Untersuchungen sind abgeschlossen. Jetzt können wir die Trauerfeier für alle halten, aber nur eine Urne beisetzen. Sie ist rund wie der Erdball, blau wie der Himmel und das Meer, mit goldenem Mond und Sternen, wilden Orchideen; drei Schleifen mit den Namen von Günther, Juliane und Julian halten sie umschlungen. Wir setzen sie mit überwältigender Anteilnahme am 29.3. 1996 auf dem Friedhof in Ludwigsfelde bei. Hier soll auch unsere Ruhestätte sein. (Beschreibung einer Hinterbliebenen)

In der Schicksalsgemeinschaft (Nachsorgegruppe) wurden solche Geschichten besprochen. Mit diesem Lebensbruch, der die Zukunft in Frage stellt, kann die Seele etwas Hoffnung schöpfen, wenn man sich nicht alleine fühlt und spürt, dass so viele andere Betroffene diesen Schmerz aushalten müssen.

Schicksalsschlag und Gehirn

Belastungsreaktionen sind vom Trauma abzugrenzen. Traumata sind hirnganachweisbar. Wesentlich ist daher auch zu wissen, wie therapeutische und begleitende Arbeit sich im Gehirn auswirkt. Der neurobiologischen Forschung gelang es, die beiden Systeme des Gehirns zu erforschen, die zum einen unseren Lebensantrieb – also unsere Vitalität – regulieren und zum andern Stress- und Erregungszustände in Gang setzen können. Man fand heraus, welche Umstände vorhanden sein müssen, um im Gehirn angesiedelte Vitalitätssysteme zu aktivieren. Ebenso welche Signale jenseits der physikalischen Bedürfnisse des Körpers das Erregungssystem aktiviert.

Der entscheidende Stimulus für die Vitalitätssysteme (Motivationssysteme) ist die *Wertschätzung und Zuwendung* anderer Menschen. Wertschätzung und Zuwendung sind keine Art Luxus der Moderne, sondern wie ein essentielles Vitamin, ohne das man über kurz oder lang krank wird. Das heißt: Wir brauchen zwischenmenschliche Beziehungen, um leben zu können und gesund zu bleiben. Nichtbeachtung ist ein Beziehungs- und Motivationskiller, und ein Ausgangspunkt für Aggressionen oder Depressivität.

Ein ebenso wichtiges Element ist die *emotionale Resonanz*, also die Fähigkeit, zu einem gewissen Grad auf die Stimmungen eines anderen einzuschwingen oder andere mit der eigenen Stimmung anzustecken. Da dieses schon ein notwendiger Faktor zum emotionalen Gesundbleiben ist, kann man sich ableitend vorstellen, wie wichtig gerade dieser Faktor ist, wenn eine Menschenseele einen Bruch erfahren hat, der die Existenz dieses Menschen in Frage stellt (Trauma).

Ein traumatisierter Mensch erfährt

zum ersten Mal in seinem Leben, dass die Sicherheit auf dieser Erde verloren gegangen ist. Da diese Erfahrung neu ist, sind auch die daraus entstehenden Symptome neu. In dieser sehr instabilen Zeit, bedeutet es für den Traumatisierten ein hohes Risiko, eine therapeutische Beziehung einzugehen.

Wenn wir nun hören, dass die Resonanz ein Überlebenselement ist, dann kann man erkennen, wie wichtig die Beziehung und das Entstehen von Vertrauen für den weiteren Heilungsprozess ist. Berücksichtigt man die neu erlebte Unsicherheit, das neu entstandene Misstrauen und die permanente Angst, es könnte wieder etwas geschehen, wird deutlich, dass sich die eigene Lebensbiografie verändert hat und vieles neu gelernt werden muss.

Die Unsicherheit, die besonders im emotionalen Erleben entstanden ist, benötigt eine neue Erfahrung von Vertrauen. Nichtdirektive Eingehen auf die Patientin oder den Patienten, die oder der in einer angstfreien und zwanglosen Atmosphäre erst wieder entspannen und damit Vertrauen entwickeln kann, ermöglicht ein langsames neues Kennenlernen. Gerade bei traumatisierten Patienten ist diese Selbstbestimmung von besonderer Bedeutung. Nicht der Therapeut weiß, was für den Betroffenen besser ist, sondern der Traumatisierte ist der Experte seiner Gefühle.

Traumatische Trauer

Eine traumatische Trauer haben eventuell jene Menschen, die wie bei der Tsunami-Katastrophe selber lebensbedrohliche Situationen miterlebten und dabei einen oder mehrere Angehörigen verloren haben. Das Erlebte zu verarbeiten und den Verlust zu betrauern, ist deutlich erschwert. Dies liegt an den Veränderungen des Gehirns nach traumatischem Erleben.

Da nach einem Trauma die Reizleitung im Gehirn verändert ist, kommt es in erster Linie zu einer persönlichen Instabilität. Diese Instabilität kann sich nicht mit der traumatischen Situation konfrontieren, da sonst der veränderte Hirntraumaweg vertieft konditioniert und damit schlechter zu bewältigen wäre. Wenn Betroffene an das bedrohliche Ereignis denken, können sie in Flashbacks fallen.

Hier ist eine persönliche Stabilisierung als erste Unterstützung notwendig. Traumatisierte wollen verstanden werden und eine vertrauensvolle und schützende Beziehung über einen längeren Zeitraum erleben.

Wenn es um die Begehung des Unfallortes geht oder – wie beim Tsunami-Ereignis – um den Ort der Katastrophe, dann ist der Unterschied von trauernden Hinterbliebenen zu den traumatisierten Trauernden, deutlich auszumachen. Die Trauernden wollen so schnell wie möglich an den Ort des Geschehens, um Nähe zu spüren. Traumatisierte Trauernde können nicht schnell an den Ort des Geschehens, oder wenn, dann spüren sie große Verunsicherung, da sie Flashbacks befürchten.

Dies erlebte ich beispielsweise sehr deutlich in der Begleitung eines Vaters der Ramsteinkatastrophe, der selber am Ort war, leichter verletzt überlebte, und dort seinen Sohn verloren hatte. Er wusste in den ersten Jahren nicht, ob er diesen Ort betreten wollte oder nicht. Nach mehreren Gesprächen konnten wir das Traumageschehen wegdrängen, und er konnte sich ganz auf die Trauer um seinen Sohn konzentrieren. Erst nach drei Jahren konnte er an die Aufschlagstelle mitkommen.

Das Entscheidende: die Beziehung

Als wir begannen, die Hinterbliebenen des Absturzes der Birgenairmaschine

in der Dominikanischen Republik zu begleiten, waren bei dem ersten Treffen nicht nur Ramsteinhinterbliebene als Helfer dabei, sondern auch ein Notfallseelsorger. Wir hatten neben den persönlichen Schilderungen dieser Betroffenen auch eine vorsichtige Feier für ein Gedenken entwickelt, denn es waren etliche Betroffene aus den neuen Bundesländern dabei, die nicht kirchlich gebunden waren.

Trotzdem wurde dieses Gedenken als wohltuend empfunden. Für die Menschen aus den neuen Bundesländern wurde eine Tür für spirituelles Erleben geöffnet, ohne dass sie Kirche als missionarisch erlebten. Das mag sicher eine Ausnahme sein, aber auch bei der Begleitung der Tsunami-Opfer in Thailand hat sich herausgestellt, dass die nichtdirektive Begleitung am Ort des Geschehens einen hohen Stellenwert hat. Es kommt auf die Beziehung an, die die Hinterbliebenen zu einem Helfer entwickelt haben.

Erfahrungsgelایتete Hinweise zum Aufbau von Nachsorgegruppen

Nach einem Großereignis sollte so schnell wie möglich mit der Nachsorge begonnen werden. Ein ideales Team ist: Therapeutin/Therapeut, Seelsorger und erfahrene Betroffene; Gäste von Polizei und anderen Helfern, die mit der Bewältigung des Ereignisses zu tun hatten.

Gerade in der ersten Zeit nach der Katastrophe sind die Betroffenen mit den administrativen Aktivitäten beschäftigt und benötigen Beistand. Durch ihre eigene Lähmung in der Trauer oder Traumatisierung sind alle Anstrengungen für diese Formularegeschäfte besonders groß. Hier müssen wir Helfer sozialarbeiterische Elemente mit einbeziehen.

Besondere Aspekte

Einmal können diese Betroffenen andere Mitbetroffene kennen lernen und fühlen sich schnell verstanden und zugehörig. Viele haben nach einem Großschadensereignis, in das zahlreiche Menschen involviert sind, das Bedürfnis, Gleichbetroffene kennen zu lernen. Sie wollen sich austauschen, Aktivitäten entwickeln, Gemeinsamkeiten spüren.

Sie merken dann, dass sie nicht nur auf das eigene Leid konzentriert sind, sondern auch andere hören. Schilderungen anderer zu hören, eröffnet die Möglichkeit, Beziehungen in einer Situation zu entwickeln, die der Vereinzelung entgegen wirkt. Menschen mit einer beginnenden abnormen Trauerreaktion können beraten werden, um sich Hilfe in Einzelbegleitung zu holen.

Die Betroffenen können die verschiedenen hilfreichen Rituale gemeinsam entwickeln, um die jeweils eigene Art der Trauer zu finden. Die Gruppe ist ein Ort, an dem die belastenden Gefühle eingebracht und ausgedrückt werden können. Danach ist es den Menschen eher möglich, eine Fassade innerhalb der Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Viele berichten, dass sie außerhalb der Gruppe ihre Gefühle schlecht zeigen können.

Nach einem Jahr beginnt die Gruppe, einen größeren Stellenwert zu bekommen. Die hier entstandenen Beziehungen sind gleichsam das Fundament, um außerhalb in der Berufswelt eher Normalität zu erlangen. Das so genannte Trauerjahr, das ihnen von der Gesellschaft zugestanden wird, ist zu Ende. In der Gruppe können die Betroffenen nun mehr besprechen, wie es in ihrer inneren Welt aussieht. Hier erfahren die Trauernden, dass sie angenommen und nicht bewertet werden, denn andere reagieren ähnlich.

Nun kommen, ähnlich wie in der „Ramsteingruppe“, die Traumatisierten hinzu. Einige Traumatisierte, oft auch körperlich Verletzte, können nicht unmittelbar nach einem Trauma in Nachsorgegruppen gehen, beispielsweise weil sie noch in medizinischer Behandlung sind.

Außerdem benötigen Traumatisierte zunächst einmal Stabilität und innere Sicherheit, die sie mit dem Bemühen, die alltägliche Welt aufrechtzuerhalten, herzustellen versuchen. Nur wenn die Teilnahme an einer Nachsorgegruppe mit Trauernden für sie einen Sinn erfüllt, sind sie bereit eher dabei zu sein. Ein Sinn kann sein: dass Trauernde von ihnen erfahren wollen, wie es an dem Ort gewesen ist, an dem ihre Angehörigen umgekommen sind. Sie wollen von ihnen wissen, was sie erlebt haben, wie sie es erlebt haben.

Diese Schilderungen haben sehr große entlastende Funktionen. Die Phantasie von Hinterbliebenen bezüglich des Erlebens, der Schmerzen und allem Grausamen, was die Verstorbenen vielleicht erlebt haben, kann mit diesen Schilderungen in reale Bahnen gelenkt werden. Das hilft, gruselnden Phantasien nicht weiter ausgesetzt zu bleiben.

Traumatisierte erleben in der Schilderung ihres Erlebten berechtigte Interessen der anderen Menschen. Dies ermöglicht es ihnen, zu erzählen, und sie sind offensichtlich besser vor Flashbacks geschützt, als wenn sie ihre Erlebnisse (nicht betroffenen) Therapeuten erzählen sollen. Sie haben sich besser unter Kontrolle und steuern passender, was und wie sie es erzählen wollen.

Einladung zu einer geleiteten Schicksalsgemeinschaft

Die Einladung hilft den Betroffenen mit dem Gefühl: „Es kümmert sich je-

mand um mich“. Jeder sollte sich angesprochen fühlen. Die Einladung sollte neutral sein, um jedem einen Platz zu ermöglichen.

Es hat sich gezeigt, dass es auch nicht ratsam ist, Menschen nach den äußeren Umständen in verschiedene Gruppen zu unterteilen. Das gemeinsame Ereignis ist ausschlaggebend; es ermöglicht heilsame Kontakte und gibt den Betroffenen die Möglichkeit, für andere Mitbetroffene Stütze und Helfer zu sein. Das bedeutet, dass unterschiedliche Helfer für eine Nachsorge benötigt werden.

Gruppenzusammensetzung

Die unterschiedlichen Betroffenheiten können in einer gemischten Gruppenzusammensetzung ihren „Platz“ finden.

Wir besprechen gemeinsam, wie oft sich diese Gruppe trifft, wie lange sie zusammen sein will, wann und wie sich die Gruppe trennen wird. Die Finanzierung spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Dies kann jedoch für finanziell schlecht gestellte Betroffene wichtig sein. Ist eine Finanzierung möglich, sollte sie in Anspruch genommen werden.

Die Gruppe legt eigene Gruppenregeln fest. Sie steuert die Themen und legt – wenn nötig – Untergruppenregelungen fest. Diese Regelungen können durch die Thematik entstehen.

Informationsaustausch

Der Informationsaustausch spielt bei der Katastrophennachsorge am Anfang eine große Rolle. So wünschen die Betroffenen Informationen von behördlicher Seite, insbesondere Informationen der Polizei (wenn es sich um vermisste Personen handelt). Todesumstände wollen geklärt werden, damit die Phantasie nicht zu belastend wird.

Das Katastrophengeschehen will geklärt werden, damit nicht die Phantasie entsteht, es würde etwas vertuscht oder verheimlicht. Wir können Behördengänge erklären und unterstützen. Die Berichte der Medien spielen immer wieder eine große Rolle. Es besteht der Wunsch, alles zu sammeln und zu sehen, was über dieses Geschehen berichtet wird.

Psychotherapeutische Hilfen

Jeder Hinterbliebene wird in seinem eigenen Trauerprozess unterstützt. Dadurch, dass wir die Todesumstände mit klären helfen, erfährt der Betroffene die Realität; und so kann ein Abschied eingeleitet werden. Hieraus entwickeln sich heilsame Rituale. Wir können die Beziehungen zum Verstorbenen besprechen, und die Gruppe beschäftigt sich mit Fotos und Aufzeichnungen sowie symbolischen Objekten des Verstorbenen.

Die realistische Aufklärung über den Tod kann unter Umständen einer erschwerenden Trauerbewältigung vorbeugen. Für diese Unterstützung sind überlebende Betroffene hilfreich. Auch Träume und Schuldgefühle können in diesem geschützten Umfeld angesprochen und besser bewältigt werden. Traumatisierte Teilnehmer (Überlebende) haben in dieser Gruppe eine Chance, das eigene Tempo der Traumaintegration zu bestimmen.

In den Beziehungen, die in der Gruppe entstehen, werden die Rückzugstendenzen der Traumatisierten abgemildert. In der Gruppe können die Betroffenen aktuelle Lebenssituationen und die beginnenden Veränderungen besprechen. Für andere Gruppenteilnehmer kann sich in solchen Aussprachen die Chance entwickeln, Helfer für andere zu sein, um Lösungen zu finden. Das lässt die Kraft für die eigene

Bewältigung wachsen und Betroffene fühlen sich nicht nur als Opfer.

Traumatisierte benötigen den Kontakt zu Hinterbliebenen, um die eigene Überlebensschuld bewältigen zu können. Nach anfänglicher Scheu, keinen anderen mehr gerettet zu haben, bedeutet der verständnisvolle Kontakt für die eigene Situation große Entlastung.

Hinterbliebene wünschen sich ganz besonders den Kontakt zu jenen Überlebenden, die am selben Ort ihrer Verstorbenen gewesen sind. Sie sind das letzte Verbindungsglied zu den Verstorbenen. Betroffene suchen den Kontakt, um ihren Verstorbenen nahe zu sein. „Spurenlesen“ haben wir das genannt. Es braucht dieses Hin- (Vergangenheit) und Her- (Zukunft) gehen, um ein entstandenes Loch in der Lebensbiografie wieder flicken zu können.

In der Nachsorgegruppe gibt es Zeiten von Ablenkung und manchmal beginnende Freude. Nach anfänglichem Erschrecken entdecken die Betroffenen, dass diese Entwicklung normal ist und sein darf, ohne dass Angehörige ein schlechtes Gewissen haben müssen. Diese Entwicklungen können dann einen normalen Verlauf nehmen, wenn Betroffene nicht bewertet werden, sie in ihrer eigenen Bewältigung gehört, verstanden und unterstützt werden.

Innerhalb der Gruppe können die Betroffenen erkennen, dass es einzelne besonders schwer haben, die Ereignisse verarbeiten zu können. Hier können Betroffene motiviert werden, sich in Einzeltherapie zu begeben.

Weiteres Aufnehmen

Einzelne ziehen sich zunächst zurück und benötigen längere Zeit, um ein Bedürfnis nach Austausch zu spüren. Deshalb ist es für eine Gruppe wichtig, nach außen hin offen zu bleiben, um jederzeit andere Betroffene mit aufzunehmen.

Kommen neue Betroffene zeitversetzt hinzu, ist es ein großer Gewinn für die Gruppe. Betroffene Trauernde spüren, wenn sie ihr eigenes Erleben wiederholt schildern, dass sie einen Schritt hin zur Verarbeitung gegangen sind. Erst in dieser Situation wird ihnen dieses selber bewusst. Andere spüren, dass ihnen das Erzählen des Erlebten schon etwas leichter fällt, was für eine Traumaintegration besonders wichtig ist. Immer wieder neue Teilnehmer/innen aufzunehmen, fördert die Kontaktfähigkeit und Fürsorge und verhindert die Vereinsamung nach Verlusten.

Für manche Partnerschaften sind die Aussprachen in den Gruppen besonders wichtig, da Ehe/Beziehungen in der Zeit der Traumaintegration besonders großem Stress ausgesetzt sind. Die unterschiedliche Trauer von Frauen und Männern ist für viele schwierig zu verstehen.

Insgesamt sind Nachsorgegruppen für die unterschiedlichsten Betroffenen eine Möglichkeit, besser mit Verlusten sowie Trauma umzugehen; jedoch sind Nachsorgegruppen ein Angebot, das nicht jedem zugänglich ist. Je offener wir Schicksalsgemeinschaften und Nachsorgegruppen in der Vorbereitung halten, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, viele Menschen zu erreichen.

Es zeigt sich, dass unser Gesundheitssystem durch diese Art der Hilfe entlastet wird und Betroffene weniger Einzeltherapien und medizinische Hilfen in Anspruch nehmen müssen. Für viele reicht diese Nachsorge aus. Sie können mit Hilfe dieser Gemeinschaft in die Gesellschaft zurück finden.

Kontaktanschrift

Sybille Jatzko

Tel: 0171 / 54 26 612, Görzbornstr. 3
67706 Krickenbach,

E-Mail: sybille@jatzko.de, www.jatzko.de
www.seelische-gesundheit.de

Ein Leben im Dienst der Menschlichkeit

Freya von Moltke

Agnieszka von Zanthier

Dr. Agnieszka von Zanthier ist Germanistin und Geschäftsführerin der Freya von Moltke Stiftung.

Freya von Moltke war 33 Jahre alt, als sie ihren Mann verlor. Er wurde von den Nationalsozialisten zum Tode verurteilt und hingerichtet. Fast ein Jahrhundert umspannt inzwischen ihr Leben – stets im Zeichen dessen, was im Januar 1945 passierte und dem, was dazu führte: Freya von Moltke ist eine der letzten lebenden Zeuginnen des Kreisauer Kreises.

Freya von Moltke wurde 1911 in Köln geboren und wuchs in der liberal evangelischen Familie des Privatbankiers Carl Theodor Deichmann und seiner Frau Ada im Rheinland auf. Als knapp 18jährige Schülerin kam sie mit ihrer Mutter an den Grundlsee im Salzkammergut. Ihr Bruder Carl verbrachte hier zum wiederholten Mal Ferien im Sommerheim der galizischen Jüdin, Pädagogin und Schulreformerin Dr. Eugenie Schwarzwald.

Nun erfuhr auch Freya Deichmann die besondere Atmosphäre um die sozial engagierte, künstlerisch interessierte „Fraudoktor“, die Frauen und Männer aus ganz verschiedenen Berufen und politischen Lagern, aus verschiedenen Nationen, mit verschiedenen Weltanschauungen und Religionen um sich scharte: Dichter und Schriftsteller, Politiker und Philosophen.

In diesem Kreis erlebte man „im Kleinen das Modell für ein humanes

Europa, ohne imperialistische Ansprüche und ideologischen Zwang“, einen geistigen und kulturellen Pluralismus, einen offenen Dialog zwischen Religionen und Konfessionen, eine wertgebundene Akzeptanz des Anderen. Hier lernte Freya Deichmann Helmuth von Moltke kennen und lieben.

Helmuth James von Moltke

Der 1907 geborene Helmuth James von Moltke kam aus dem niederschlesischen Kreisau. Seine Mutter Dorothy Rose Innes war Tochter des Obersten Richters der Südafrikanischen Union. Als sie 1905 von Pretoria nach Kreisau zog, brachte sie in die preußische Familie angelsächsischen Geist und Weltläufigkeit ein.

Moltke studierte Jura in Breslau, Wien und Berlin. Er entwickelte ein ausgeprägtes soziales Empfinden: So engagierte er sich mit 19 Jahren für die Linderung der sozialen Not im Waldenburger Gebiet, dem „Armenhaus“ Niederschlesiens. Mit 21 Jahren war er Mitorganisator der von dem Breslauer Professor Eugen Rosenstock-Huessy ins Leben gerufenen Löwenberger Arbeitsgemeinschaften, in denen Arbeiter, Bauern und Intellektuelle zusammen kamen und arbeiteten.

Kreisau

Im April 1930 besuchte Freya Deichmann zum ersten Mal Kreisau. Das Gut befand sich seit zwei Jahren in einer tiefen wirtschaftlichen Krise. Erst Jahre später konnte es, dank beherzter Maßnahmen des Jurastudenten Helmuth James, erfolgreich saniert werden.

Im Oktober 1931 heirateten Freya und Helmuth James in Köln in einem kleinen, familiären Kreis. Freya von Moltke promovierte 1935 an der juristischen Fakultät der Humboldt Universität zu Berlin. Anschließend kehrte sie nach Kreisau zurück, wo sie eigenständig die Bewirtschaftung des großen Kreisauer Gutes beaufsichtigte. 1937 und 1941 wurden ihre Söhne, Caspar und Konrad, geboren: Sie habe sie ihrem Mann abgetrotzt, er wollte keine Kinder.

Als Rechtsanwalt, der vornehmlich jüdische Klienten vertrat, erlebte Moltke in Berlin deren zunehmende gesellschaftliche Isolierung, Stigmatisierung und Entrechtung. Das Paar sah schon bei der Machtübernahme durch Hitler die bevorstehende Katastrophe voraus. „Wenn dieser Kontinent eine Zeitlang unter die Herrschaft der Nazis gerät“, schrieb Moltke an einen britischen Freund, „wird die Zivilisation, die in Jahrhunderten aufgebaut worden ist ... verschwinden. Was immer folgt, es wäre anders als das, wofür wir erzogen und für das wir stehen müssen“.

Sein Wissen und seine Erfahrungen teilte Moltke bis zu seiner Hinrichtung im täglichen Briefwechsel mit seiner Frau. Sie berichtete ihm detailliert über den Alltag auf dem Gutshof, Stand der Arbeiten und die Lage im Betrieb.

Der Widerstand

Bei Beginn des Zweiten Weltkrie-

ges wurde Moltke als Sachverständiger für Kriegs- und Völkerrecht im Amt Ausland/Abwehr des OKW verpflichtet. Seine Arbeit bestand in der Begutachtung von Kriegsmaßnahmen unter völkerrechtlichen Aspekten. Er nutzte seine Stellung, um die Vorgaben des NS-Staates an die Armee an Rechtsgrundsätze zu binden und so Kriegsverbrechen an Gefangenen, Zivilisten und Juden entgegen zu wirken, Menschenleben zu retten und militärisch überflüssige Zerstörungen zu vermeiden.

Doch er musste einsehen, dass er trotz einzelner Erfolge das Recht staatlich forciertes Verbrechen nicht aufhalten konnte. Freya von Moltke überlieferte in einem Gespräch 1983, dass ihr Mann sie dann mal fragte, ob sie es mittragen würde, wenn er sich mehr gegen das Dritte Reich einsetzen würde: *„Ja, das musst Du tun, hab ich geantwortet ... In alles, was er von da an tat, hat er mich nachher hereingenommen ... Ja, ich war anderen Frauen voraus: Er hatte mir in diesem Kreisauer Kreis als einziger der Ehefrauen, die Last dieser Entscheidung mit auferlegt. Und ich hatte sie akzeptiert.“*

Seit 1940 bauten Helmuth James von Moltke und Peter Yorck von Wartenburg um sich eine Widerstandsgruppe auf, der ganz bewusst Menschen verschiedener sozialer, politischer und konfessioneller Herkunft angehören sollten, die alle wichtigen Gruppen der Gesellschaft vertraten. Diese als Kreisauer Kreis bekannt gewordene Gruppe von Freunden, Bekannten und Vertrauten entwickelte bei ihren drei Treffen in Kreisau 1942 und 1943 Ideen für den Wiederaufbau eines demokratischen, in Europa fest verwurzelten Deutschlands nach dem Ende des Nationalsozialismus. Freya von Moltke war die Gastgeberin und nahm an den Treffen teil.

In dem täglichen Briefwechsel mit ihrem Mann war sie Teilhaberin und wich-

tige Gesprächspartnerin für all seine Schritte und Entscheidungen im Widerstand und begleitete ihn in der Haftzeit. Sie unterstützte darüber hinaus mit Lebensmitteln vom Gut aus die Versorgung von in Berlin versteckten Juden über den Freund und Gefängnisseelsorger Harald Poelchau, auch er Mitglied des Kreisauer Kreises.

Die Hinrichtung

Im Januar 1944 wurde Moltke verhaftet. Er hatte einen Bekannten vor dessen bevorstehenden Festnahme gewarnt. Nach dem gescheiterten Attentat am 20. Juli wurden seine Verbindungen zu den Verschwörern aufgedeckt.

Seiner Hinrichtung am 23. Januar 1945 ging ein Prozess vor dem Volksgerichtshof unter dem Vorsitz von Richter Roland Freisler voran, über den er seiner Frau in seinen Briefen detailliert berichtete. Harald Poelchau sorgte dafür, dass die Briefe über die Gefängnismauer in die richtigen Hände gelangten: *„Diese Briefe haben mit seinem Tod, aber auch mit meinem weiteren Leben zu tun. Sie statteten mich für mein weiteres Leben aus, und die Gemeinsamkeit, die sie darstellen, dauert noch an.“*

Sie hatten vier Monate, um Abschied voneinander zu nehmen, „Ein Mann und eine Frau. Der Höhepunkt unseres gemeinsamen Lebens – die schwerste Zeit unseres gemeinsamen Lebens“.

„Mein Herz, mein Leben ist vollendet, und ich kann von mir sagen: er starb alt und lebensklug. Das ändert nichts daran, dass ich gerne noch etwas leben möchte, dass ich Dich gern noch ein Stück auf dieser Erde begleitete. Aber dann bedürfte es eines neuen Auftrages Gottes. Der Auftrag, für den mich Gott gemacht hat, ist erfüllt. Will er mir noch einen neuen Auftrag geben, so werde ich es erfahren.“

Darum streng dich ruhig an, mein Leben zu retten, falls ich den heutigen Tag überleben sollte“, schrieb Helmuth James von Moltke im Januar 1945 an seine Frau.

Und sie versuchte, was in ihrer Macht war, um ihn zu retten: Sie ging zu Freisler, zur Gestapo und zum Hauptquartier der SS in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße. Es half nichts. Am 23. Januar wurde Helmuth James von Moltke im Gefängnis Plötzensee hingerichtet.

Die Nachkriegsjahre

Nach dem Tod ihres Mannes blieb Freya von Moltke vorerst in Kreisau: Wochen voller Chaos, das Haus und das Schloss voller Flüchtlinge, die Sorge um die Sicherheit der Kinder, um die Mitarbeiter. Dann folgte, was Moltke bereits beim Kriegsausbruch voraussah: Niederschlesien wurde von russischen Truppen besetzt und nach einigen Monaten – im Ausgleich für die von der Sowjetunion besetzten polnischen Ostgebiete – dem polnischen Staat einverleibt.

Das Gut wurde bald beschlagnahmt und fortan als polnisches Staatsgut verwaltet. Schließlich musste Freya mit den Kindern wie Millionen Deutsche ihre (zweite) Heimat Kreisau verlassen. Sie wurde von britischen Soldaten im Auftrag der über ihr Schicksal besorgten englischen Freunde ihres ermordeten Mannes abgeholt.

Als sie im Jahr 2000 von einer polnischen Journalistin gefragt wurde, wie sie, junge Mutter von zwei kleinen Kindern, 1945 damit zurecht kam, ihren Mann und ihr Zuhause zu verlieren, meinte sie:

„Welche Frau hatte es damals leicht? Ich habe meinen Mann verloren, weil er gegen Hitler war. Ich konnte stolz auf ihn sein. Was sollten aber diejenigen sagen, die ihre Nächsten an Hitler verloren

haben, vollständig sinnlos also?“

Nach kurzen Aufenthalten in Deutschland und in der Schweiz ging Freya von Moltke mit ihren Kindern nach Südafrika, der Heimat ihrer Schwiegermutter. Dort war sie als Sozialarbeiterin tätig.

Mit der Politik der Apartheid wollte sie aber auf Dauer nichts zu tun haben. 1956 kehrte sie nach Berlin zurück. Ende der 50er Jahre reiste sie mit Vorträgen über den deutschen Widerstand durch Amerika, eingeladen von Eugen Rosenstock-Huessy. Der frühere Mentor ihres Mannes – Jurist, Soziologe und Philosophieprofessor – hatte 1933 Deutschland verlassen und sich in Vermont (USA) niedergelassen hatte, wo er lehrte.

Die Sachwalterin eines Erbes

1960 zog Freya von Moltke zu ihm in die USA. 13 Jahre lang waren sie zusammen, nach seinem Tode blieb sie in dem Haus ihres Lebensgefährten, Sachwalterin des Erbes zweier besonderer Männer.

Wie Marion Yorck von Wartenburg und Marion Gräfin Dönhoff sorgte sie mit ihren „Erinnerungen an Kreisau“ dafür, die Erinnerung an den Widerstand wach zu halten. Und sie ließ ihren Mann Helmuth James selbst sprechen: Von den etwa 1600 von ihm in winziger Schrift geschriebenen Briefen aus den Jahren 1939 bis 1945 sind inzwischen viele veröffentlicht. Diese Briefe gehören zu den wichtigsten Zeugnissen des Widerstandes gegen die Diktaturen des 20. Jahrhunderts.

Sie sind aber zugleich – zum Teil sehr persönliche – Dokumente einer Ehe, eines Dialogs und eines Glaubens. In Interviews und persönlichen Gesprächen klingt es immer wieder durch: Die Entscheidung, die Briefe der Öffentlichkeit zu überlassen, fiel Freya von Moltke nie leicht. Trotz der

vielen Jahre, die vergangen sind. Es gibt daher Briefe, die sie bisher nicht veröffentlicht hat: *„Gerade weil ich so viel veröffentlicht habe, muss ich etwas im Inneren behalten ... Ich habe schon viel zu viel von ihm preisgeben müssen“.*

Freya von Moltke betreute und beriet viele der Veröffentlichungen zu ihrem Mann und zum Kreisauer Kreis. So konnte sie sicher das eine oder andere Mal Stellung dazu nehmen, was aus der Wahrnehmung Dritter geschrieben wurde, die die Fakten nicht aus eigener Erfahrung kannten.

Sie konnte aber nicht verhindern, dass Festschreibungen entstanden und sich durchsetzten. Sie wird nicht müde, das Bild ihres Mannes zurechtzurücken: Er sei kein lebensferner Theoretiker, kein abgeklärter, erhabener Christ, sondern einer gewesen, der ein enormes Arbeitspensum bewältigte und zur rechten Zeit zu Handeln wusste. Seine und ihre eigene Widerständigkeit sei eine überaus alltägliche und lebensnahe Haltung, keine absolute Ausnahme gewesen, so herausgehoben und singulär, als dass man meinen dürfte, na schön, so etwas *„mag es geben, aber das geht mich nichts an“.*

Eine Brücke in die Zukunft: Das Neue Kreisau

Wenn sie immer den Wunsch gehabt habe, ihrem Mann in die Zukunft zu verhelfen, so lag es an der Überzeugung, dass das, wofür er gestanden hat, bewahrt werden müsse: *„Nicht dass ich denke, dasselbe würde sich noch einmal ereignen, so ist es nicht in der Geschichte. Aber jede Generation muss immer wieder große Fragen angehen und muss einstehen für das, was sie tut. Das haben auch mein Mann und seine Freunde getan. Die Beschäftigung mit ihnen hat mehr mit Zukunft zu tun*

als mit Vergangenheit.“

Mitten im Kalten Krieg, 1967, schrieb sie an den niederländischen Historiker Ger van Roon, sie habe noch Zukunftspläne mit Kreisau: „*Ich denke immer noch, eines Tages wird noch einmal aus Kreisau ein Haus für deutsch-polnische Verständigung*“. Entstanden ist mehr, als sie hoffte: die europäische Begegnungsstätte Kreisau.

Die Geschichte ihrer Gründung und ihre Arbeit zeigen, dass der Widerstand des Kreisauer Kreises auch noch Jahrzehnte nach dem Tod vieler seiner Protagonisten Menschen anzuregen vermochte und vermag, sich für seine Ziele einzusetzen: Den Aufbau eines demokratischen, freiheitlichen und geeinten Europa.

Die Wiederkehr Kreisaus war das Resultat einer grenzüberschreitenden Parallelaktion von Bürgern aus den beiden deutschen Staaten, Polen, den USA und den Niederlanden. Sie einte die Idee, den ehemaligen Ort des deutschen Widerstandes zum Lernort der Demokratie und der Verständigung zwischen Deutschland und Polen, zwischen Ost- und Westeuropa zu gestalten. Unter der Federführung des Breslauer Clubs der Katholischen Intelligenz (KIK) schafften sie es im Sommer 1989, das heruntergekommene Gut zu erwerben und in den darauf folgenden Jahren mit staatlicher Hilfe als Begegnungsstätte für die junge Generation Europas und eine Gedenkstätte des europäischen Widerstandes wiederaufzubauen.

Dabei war für die Polen und die Deutschen aus der DDR bei dieser Gründung das Bedürfnis nach einem Neuanfang, einer Neuordnung in der Politik und in der Gesellschaft, nach dem Beheben der Folgen, die das unfreie, den Bürger entmündigende System in den Köpfen und den Herzen der Menschen hinterlassen hat, ausschlaggebend. Allen Beteiligten lag es daran, ein offenes, Grenzen der Nationen,

Konfessionen und Generationen übergreifendes Projekt ins Leben zu rufen, das einen Beitrag zur Überwindung der schwerwiegenden Folgen der jahrzehntelangen Spaltung Europas leistet.

„Das große Erlebnis meines Alters“

Freya von Moltke begleitet das, was sie mal als „das große Erlebnis meines Alters“ nannte, vom Anbeginn mit Freude aus dem fernen Vermont. In Krzyżowa weiß man in ihr eine treue Freundin und Ratgeberin, eine humorvolle, großmütige, natürliche, vitale Frau, die, wenn es darauf ankommt, auch Tacheles reden kann.

Man schätzt ihre Zuwendung zum demokratischen Polen und ihre Feinfühligkeit. Als sie 1989 vom Bundeskanzler Kohl zur Kreisauer Versöhnungsmesse eingeladen wird, sagt sie ab: Sie könne einzig und allein auf eine Einladung aus Polen hin kommen.

Nicht nur einmal und noch bevor der politische Wille zur Anerkennung der deutsch-polnischen Nachkriegsgrenzen da ist, meint sie: „*Es ist gut, dass Kreisau heute in Polen liegt und damit, herausgelöst aus einer möglichen deutschen Enge, zu einem wirklich europäischen Ort geworden ist.*“

Sie gehört zu den Ersten, die angesichts der polnischen Ängste vor Entschädigungsklagen im September 2004 in einem offenen Brief den Verzicht auf jegliche Ansprüche erklären. Nie übernachtet sie auf dem Gutsgelände: Auch damit das Zeichen gebend, dass die Moltkes nicht einfach – auch nur symbolisch – Kreisau übernehmen.

Dabei besucht sie die Begegnungsstätte seit 1990 Jahr für Jahr, bis 2004, danach werden der Mitt-Neunzigerin die langen Reisen aus den USA zu beschwerlich. Bei ihren Besuchen steht sie jungen Menschen immer gern Rede und

Antwort und schafft ein offenes, vertrautes Gesprächsklima, einen partnerschaftlichen Dialog der Generationen.

Als 2004 einige seit Jahren engagierte Freunde Kreisaus, die mit wachsender Sorge an die Zukunft der von finanziellen Engpässen stets bedrohten Begegnungsstätte in Krzyżowa denken, eine Stiftungsgründung für das Neue Kreisau überlegen und Freya von Moltke bitten, dieser ihren Namen zu geben, stimmt sie nach einigem Zögern zu. Mit 94 Jahren unternimmt sie einen neuen Anlauf: Die Stiftung soll den laufenden Betrieb und die künftige Existenz der Begegnungsstätte sichern, also wirbt Freya von Moltke um Zustiftungen, um Unterstützung von Menschen des öffentlichen Lebens, schreibt Briefe, reist nach Berlin, obwohl die Kräfte immer weniger werden, gibt Interviews.

Als sie im Juni 2005 – nur wenige Wochen nach dem Krebstod ihres jüngeren Sohnes, des letzten in Kreisau geborenen Moltke – zur Gründungsveranstaltung der nach ihr benannten Freya von Moltke-Stiftung für das Neue Kreisau nach Berlin kommt, zieht sie in einer berührenden Ansprache ein Resümee aus ihrem langen Leben, in dem sie zuerst das Kreisau der Moltke-Familie, dann das Kreisau des Widerstandes und schließlich das heutige, Neue Kreisau, erlebt hat: *„Ohne die deutsche Widerstandsgruppe gegen den Nationalsozialismus, ohne ihren Einsatz, gäbe es heute nicht das schöne neue Leben in Kreisau ... Wofür sie standen und für was sie sich einsetzten, erwies sich als eine gute Basis, Polen und Deutsche einander näher zu bringen ... Aber ohne die Geschichte der Moltke-Familie in Kreisau gäbe es auch nicht das Neue Kreisau. Der Feldmarschall Helmuth von Moltke erwarb das Gut 1867... Er wollte sich und dem landlosen Zweig seiner Familie in Kreisau eine bleibende Heimstatt schaffen. Aber nur fünf*

Generationen der Moltkes haben dann in Kreisau gelebt. Und während der folgenden Generationen hat sich der Focus im Leben der Kreisauer entscheidend vom Militärischen in das Zivile verändert. In meinem Mann kommt es dann zu dem entschlossenen Einsatz für die zivile Gesellschaft, für das, was die englische Sprache civil society nennt. Er war mit diesem Einsatz seiner Zeit voraus und hat dies mit seinem Leben bezahlt ... Nun wird kein Moltke mehr in Kreisau geboren. Jetzt gibt es das Neue Kreisau ... Und mein ältester Enkel hat ... anlässlich seiner Tätigkeit als Mitglied des Stiftungsrates im Neuen Kreisau dort seine Frau getroffen, nun die Mutter meines jüngsten Urenkels Helmuth Maximilian, in diesem Mai in New York geboren.“

Kreisau lebt!

Jedes Jahr besuchen ca. 5000 junge Menschen Kreisau zur mehrtägigen Seminaren und Workshops. Etwa 100 Freiwillige, die meisten aus Deutschland, haben seit 1990 ihre ersten Berufserfahrungen über ein Jahr vor Ort gesammelt. Kreisau mit seinen 130 Betten im Jugendherbergs- und 45 Betten im Hotelbereich wird von der polnischen Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung betrieben und vor allem aus Teilnehmerbeiträgen, Projektförderungen und Spenden finanziert. Weitere Informationen unter www.krzyzowa.org.pl und www.kreisau.de
Informationen zur Freya von Moltke Stiftung für das neue Kreisau unter: www.fvms.de, per Post: An den Treptowers 3, c/o Allianz, 12435 Berlin, telefonisch: 030 / 53 836 360.

Zum 125. Geburtstag von Franz Xaver Münch Generalsekretär des Katholischen Akademikerverbandes

Wolfgang Schmitz

Wolfgang Schmitz ist Archivar beim Historischen Archiv des Erzbistums Köln.



Zu den interessantesten Priesterpersönlichkeiten des zwanzigsten Jahrhunderts gehört sicherlich der Generalsekretär des Katholischen Akademikerverbandes, Franz Xaver Münch (1883-1940). Nicht zuletzt seinem Engagement ist es zu verdanken, dass die katholische Kirche besonders in der Zwischenkriegszeit, also in Jahren heftiger politischer und geistiger Auseinandersetzungen, ihre Stimme in gebildeten Kreisen und somit letztlich in der Öffentlichkeit zu Gehör bringen konnte, ohne sich dem Dialog mit der zeitgenössischen Naturwissenschaft und Philosophie zu entziehen.

Quellenlage

Der Aufmerksamkeit von Herrn Ministerialdirektor a. D. Dr. Christoph Rosenmöller ist es zu verdanken, dass im Jahre 1994 in seiner Familie noch erhaltene Nachlassteile von Franz Xaver Münch – aus dem Besitz seines 1993 verstorbenen Bruders Bernhard – vom Historischen Archiv des Erzbistums Köln übernommen werden konnten. Sie stammten von Prof. Dr. Bernhard Rosenmöller senior, der Vorstandsmitglied des Akademikerverbandes und Nachlassverwalter Münchs gewesen war. Nachdem das Material einige Jahre nur vorsortiert im Magazin geruht hatte, konnte dank der Großzügigkeit von Herrn Walter Schilling, Patenkind Münchs und langjähriger Inhaber der Kölner Galerie Boisserée, ein Werkvertrag mit Frau Sybille Fraquelli geschlossen werden, die den Bestand geordnet und verzeichnet hat. Weitere Nachlassteile konnten aus dem ebenfalls im Historischen Archiv des Erzbistums lagernden schriftlichen Nachlass der Künstlerin Hildegard Domizlaff, mit der Münch bis zuletzt freundschaftlich verbunden war, als Anreicherung hinzugefügt werden. So steht der Nachlass Münch heute der Forschung geordnet und durch ein Findbuch erschlossen zur Verfügung.

Über Münch ist schon einiges geschrieben worden. Vor allem Johannes Schaber¹ hat in seinem auch über das Internet verfügbaren Lexikonartikel im Biographisch-bibliographischen Kirchenlexi-

kon von Bautz die vielfältigen Beziehungen zu den führenden geistigen Vertretern des zeitgenössischen Katholizismus herausgearbeitet, seine Werke aufgezählt und ein ausführliches Literaturverzeichnis erstellt. Dazu eine gute Ergänzung bieten die Erinnerungen an Münch von Anna Clementine Braun, die 1948, also in relativer zeitlicher Nähe, erschienen sind und eher die menschliche Seite Münchs im Blick haben.² Zum hundertsten Geburtstag Münchs erschien eine kurze Würdigung von Emmanuel von Severus, die ebenfalls die Bedeutung seiner Person und des damit untrennbar verbundenen Akademikerverbandes beleuchtet.³

Jugend und Studium

Franz Xaver Münch wurde am 22. September 1883 in Köln geboren. Seine Eltern waren Peter Münch, Lehrer am städtischen Waisenhaus, ein Mann „mit hohen Geistesgaben, dessen der Sohn immer wieder ehrfürchtig und dankbar gedachte“⁴, sowie Katharina geborene Breidenbach, die als „schlicht“ und „tieffromm“ charakterisiert wird⁵. Beide Aspekte, die Frömmigkeit wie die Geistesschärfe, gingen auf den Sohn über und bildeten die Voraussetzungen für seine Laufbahn. Hinzu kam ein breites Interesse an der Schönheit, sowohl der Natur wie in alter und neuerer Musik und Kunst, ebenfalls grundgelegt in seiner Kindheit und Jugend, wenn etwa ein Onkel ihn schon früh auf Reisen nach Süddeutschland, Österreich, Frankreich und Oberitalien mitnahm – in der damaligen Zeit sicherlich ein besonderes Privileg. Dem Abitur auf dem Kölner Friedrich-Wilhelm-Gymnasium folgte der Beginn eines Jurastudiums in Bonn, doch 1904 wechselte Franz Xaver Münch zur Theologie über. Außer in Bonn und am Kölner Priesterseminar verbrachte er einige Studiense-

mester in Freiburg und München, was seinen Blick ebenfalls über das Rheinland hinaus weitete. Aber in Bonn sollte er den Laacher Benediktiner Ildefons Herwegen⁶ kennen lernen, der mit ihm zusammen Kirchengeschichte bei Heinrich Schrörs⁷ hörte. Die Freundschaft zu diesem späteren Abt und führenden Vertreter der Liturgischen Bewegung sollte in den kommenden Jahren für den Akademikerverband in vielfacher Weise fruchtbar werden.

Kaplan und Divisionspfarrer

Am 14. März 1908 wurde Münch von Antonius Kardinal Fischer in Köln zum Priester geweiht. Seine erste Kaplansstelle war St. Apollinaris in Düsseldorf, doch bereits am 5. März 1909 wechselte er nach Erkrath. Neben der Tätigkeit als Kaplan pflegte er seine geistigen Interessen weiter und unterhielt Kontakte zu führenden Persönlichkeiten der Zeit. Braun berichtet, dass Ildefons Herwegen, Heinrich Schrörs, Albert Ehrhard⁸, Sebastian Merkle⁹, Carl Muth¹⁰ und andere als Gäste in das Haus des jungen Geistlichen kamen. Auch entwickelten sich Beziehungen zu dem in Düsseldorf wohnenden Studienrat Hermann Platz, der einem akademischen Zirkel mit dem Namen „Verein akademisch gebildeter Katholiken“ angehörte. Dieser berichtet über Münch, der Kontakte zu Herwegen und Maria Laach herstellte: „Als Kaplan nicht immer gesund und zufrieden. Als kunstsinniger Mensch Großes schauend, zur Ehre Gottes, wie es dem Priester geziemt. Wißt Ihr noch, wie wir oft stundenlang inmitten seiner Kunstschatze saßen und er uns gelegentlich von Maria Laach und dem benediktinischen Freunde sprach, mit dem er uns zusammenbringen wollte? [...] Sie hatten als Kölner in Bonn studiert und sinniert. Schrörs, der Eigenwillig-Formvollendete, hatte sie in Tiefe und

Glanz des kirchlichen Lebens der Vergangenheit eingeführt. Kunst und Recht kamen dazu und untermalten und verfestigten den geheimnisvollen Bau. Einer hat wohl dem andern etwas von seinem innersten Sehnen und Hoffen mitgeteilt. Herwegen dem jüngeren etwas von Liturgie und Klassik, die ihn umwitterten, und Münch dem verehrten Freund etwas von seiner sprudelnden Kunstbegeisterung und Schönheitsliebe.“¹¹ Nach einigen Vorträgen in Düsseldorf nahmen einige des Düsseldorfer Zirkels in Maria Laach 1913 unter Anleitung Herwegens an der dortigen Karliturgie teil, die tiefe Eindrücke hinterließ. Die entstandenen Kontakte sollten sich für den Akademikerverband als langfristig fruchtbar erweisen, der am 25. März 1913, einer entsprechenden Forderung auf dem Katholikentag von 1912 folgend, nunmehr als Zusammenschluss örtlicher Akademikervereine in Aachen, Barmen/Elberfeld, Bonn, Düsseldorf, Duisburg, Essen, Hildesheim, Kleve und Köln unter dem Titel „Verband der Vereine katholischer Akademiker“ gegründet wurde. Initiator und erster Präsident war der Kölner Oberlandesgerichtsrat Dr. Carl Gussone, mit dem Münch befreundet war, und dem er schon in dieser frühen Zeit als Sekretär zur Seite stand.

Der Erste Weltkrieg bedeutete für Franz Xaver Münch zunächst eine Unterbrechung seiner Verbandsarbeit. Am 24. Februar 1915 wurde er eingezogen und als Divisions- und Lazarettpfarrer an die Westfront geschickt. Er übernahm diese Aufgabe in priesterlicher Verantwortung und mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften. Dies beweist der Bericht über eine 1914 von ihm veranstaltete Allerseelenfeier in Bapaume aus dem Buch „Ein Volk in Waffen“ von Sven Hedin¹². 4000 Katholiken und Protestanten nahmen freiwillig daran teil, und Hedin zitiert Münchs Predigt sowie seine spontan formulierten Gebete.

Generalsekretär des Akademikerverbandes

Nach 1½ Jahren Militärdienst wurde Münch jedoch entlassen; offensichtlich wegen seiner labilen Gesundheit. Er hatte schon vorher immer wieder unter Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit gelitten. Braun schreibt: „Er hatte sehr feine Nerven, die ausgezeichnete Empfangsstationen für alle geistigen Strömungen waren, aber auch für alle leiblichen Dissonanzen. Wenn er sich zeitweise schonte, wurde der Gewinn immer wieder annulliert durch intensivste Arbeit.“¹³ So erhielt er zum 31. August 1916 die „nachgesuchte Entlassung aus der Militärseelsorge“¹⁴. Der Stabsarzt des Kriegslazarets 2/IX, Dr. Liebe, hatte Münch attestiert, dass er „wegen der großen beruflichen Anstrengungen der letzten Zeit einen Erholungsurlaub von 4-6 Wochen dringend nötig“¹⁵ habe. Diesen verbrachte Münch im Bayerischen Wald und kehrte Ende September nach Köln zurück. Vom 7. Oktober datiert nun die Ernennung, die nach seinem bisherigen Werdegang folgerichtig und für den Rest seines Lebens bestimmend sein sollte. Generalvikar Dr. Kreuzwald teilte ihm mit: „E. Wohlehrwürden werden hiermit unter Adskribierung an die S. Maternuskirche hierselbst bis auf weiteres zur Übernahme der Stelle als Generalsekretär der ‚Vereinigung katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung‘ beurlaubt.“ Bereits 1915 hatte die Fuldaer Bischofskonferenz dazu beschlossen: „Die Anstellung eines Geistlichen als Generalsekretärs [...] wurde gut geheißsen; zu dessen Gehalt für die nächsten 4 Jahre eine Beihilfe jährlich zu leisten erklärten sich sogleich bereit die Ordinarien von Breslau, Köln, Culm, Fulda, Paderborn, Münster und Trier“.¹⁶ Die Bischöfe hatten sich also – offenbar auf Bitten von Dr. Gussone, vermittelt über Kardinal Hartmann – zu einer

„Anschubfinanzierung“ entschlossen, was Einverständnis und Unterstützung zum Ausdruck bringt, andererseits jedoch über die Person des Generalsekretärs den bischöflichen Einfluss sicherte. Münch hat in den Folgejahren auch immer die Programme der Tagungen vor ihrer Veröffentlichung zur Genehmigung dem Kölner Generalvikariat eingereicht.¹⁷ Die Gehaltszahlung erfolgte allerdings durch den Verband, der später die notwendigen Gehälter ohnehin aus eigenen Mitteln bestreiten konnte.

Neben der Tätigkeit für den Verband arbeitete Franz Xaver Münch in der ersten Zeit an seiner Dissertation bei Schrörs über den Aufklärungstheologen Thaddeus Anton Dereser (1757-1827), die er 1918 abschloss. Jeden Abend legte er, so Braun, „auf die fertigen Blätter einen schönen alten Christus. Das Kreuz über seinem Werk – ein erhabenes Symbol“¹⁸.

Diese Geste ist typisch für Münch. Schon seine Kaplanswohnung in Erkrath, aber auch seine spätere Wohnung in der Viktoriastraße in Köln erregten Aufmerksamkeit und Bewunderung aller Besucher, weil sie Ausdruck seiner Kunstliebe und damit natürlich auch seiner Persönlichkeit waren. Anna Braun erwähnt „das Arbeitszimmer mit den bis zur Decke aufsteigenden Bücherregalen, dem originalen Harlekin von Picasso neben dem behaglichen hohen Kachelofen, dem großen, reich belegten Arbeitstisch – alles mußte große Maße haben bei diesem großen Mann bis auf die Reiseutensilien –, dann sah man zwischen den Briefschaften einen Crucifixus. Und nebenan auf dem stummen Flügel, an dem er,



Das Arbeitszimmer Münchs in Köln.

über seine Genien improvisierend, sich oft ein Organ der Aussprache und der Befreiung schuf, ruhte auf den Noten ein Kreuz“¹⁹. Im Nachlass ist ein Satz guter Fotos seiner Wohnung erhalten, die das Beschriebene bestätigen.

Anna Clementine Braun, die Münch schon aus der Erkrather Kaplanszeit kannte und ab 1916 als erste Verbandssekretärin tätig war, kennzeichnet ihn als „große, aufrechte Gestalt mit dem breitrandigen Calabreser, den er mit Grandezza zu ziehen wußte [...] Sein dunkelblondes Haar, das er ziemlich lang trug, war noch ohne Spuren des Alterns. Seine sprechenden, scharfblickenden, alles überschauenden Augen erschienen durch das Glas größer. Der leidenschaftliche Mund war in der Ruhe energisch geschlossen. Besonders eindrucksvoll waren die edel geformten, schlanken Hände, deren feine, mehr oder weniger deutliche Schwingungen manchmal wie ein Pedal seine Worte verstärken sollten. Hatte er wie in der Arbeit, so auch im Gang besonders in jüngeren Jahren ein rasches Tempo, so waren doch seine Bewegungen niemals hastig. Es war ein

außerordentlich schöner Anblick, ihn das heilige Opfer feiern zu sehen. Innere Sammlung und bei aller Schlichtheit Würde des Gestus waren im vollendeten Einklang.“²⁰

Sein Temperament charakterisiert Braun „in seiner Frühzeit, etwa bis in die ersten Priesterjahre, als cholerisch-melancholisch“²¹. Schroffheit und Zartfühlen standen nebeneinander und waren gleichzeitig „eigenartig in ihm gemischt“²², ebenso rheinische Fröhlichkeit und traurige Depression. Münch wusste darum, auch, dass er manchmal zu heftig und hart reagierte, und arbeitete an sich. „Mit den Jahren“, so Braun, „wuchs er immer mehr in eine ruhige Heiterkeit hinein. Das mag natürlich mit seiner inneren und äußeren Entwicklung zusammenhängen.“²³

Ausbreitung des Verbandes und weitreichende Beziehungen

Münchs Reisetätigkeit, seine durch die Stellung im Akademikerverband wie durch seine vielfältigen Interessen begründeten Beziehungen zu Menschen der näheren und weiteren Umgebung brachten ihm Freundschaften in großer Zahl, und er bemühte sich redlich, alle Kontakte zu halten, was nicht immer gelang. So vergaß er Gedenktage, gratulierte oft zu spät, auch wenn er sich eine Notiz gemacht hatte. Wer ihn kannte, sah großzügig darüber hinweg, weil er wusste, dass er deswegen keineswegs vergessen war.

Der wachsende Akademikerverband verlangte Münch eine große Arbeitsleistung ab. Braun erinnert sich, dass er komplizierteste Briefe aus dem Stegreif in die Maschine diktierte und über seinem eigenen Tempo ohne bösen Willen oft übersah, dass er Angestellte überforderte. Neben organisatorischen Angelegenheiten und dem damit verbundenen Schriftverkehr stand die Arbeit an Vorträgen und Publikationen.

Manchmal wurde es ihm auch zuviel, und er dachte über Rücktritt nach, über die Möglichkeit eines Lebens in Kontemplation; immerhin konnte er sich immer wieder einmal aufs Land zurückziehen, wo er „ein paar bescheidene Zimmer [hatte], in deren Verborgenheit er untertauchen konnte. Dann versenkte er sich in das Wort Gottes. Dann waren u.a. Augustinus, die hl. Theresia, Möhler und Scheeben seine Freunde. Die Psalmen Davids oder auch Büchlein wie Newmans ‚Gott und die Seele‘ und ‚Die fünf Grundzüge der christlichen Vollkommenheit‘ von Antonio Rosmini haben ihn in seinem Leben immer wieder streckenweise begleitet.“²⁴

Seine Persönlichkeit zog auch über den Akademikerverband hinaus oder von ihm ausgehend Künstler und Denker in ihren Bann, etwa Otto Klemperer²⁵, der 1917 zur Kölner Oper kam, über Franz Xaver Münch Maria Laach kennen lernte und 1919 zum Katholizismus konvertierte, den 1919 nach Köln berufenen Max Scheler²⁶, den er für etliche Vorträge gewinnen konnte, was auch für Peter Wust²⁷ galt, der durch Münch und den Verband weitreichende Verbindungen bekam.

Schon während des Krieges begann das Wachstum des Akademikerverbandes, das sich danach noch verstärkte. Am 1. August 1919²⁸ konnte Münch berichten, dass im abgelaufenen Jahr 31 neue Ortsgruppen „durch das Generalsekretariat geschaffen“ worden seien. Darunter sind neben Großstädten wie München, Augsburg oder Mannheim auch kleine Orte wie Benrath, Euskirchen, Honnef oder Rheinbach genannt. Vom 1.1.1918 bis 1.4.1919 seien 148 Redner bei 220 Vortragsabenden und 38 systematischen Unterrichtskursen aufgetreten. Damit sind die wichtigsten Mittel genannt, mit denen der Verband sowie seine Mitgliedsvereine arbeiteten. Es waren vor allem die Vortragsveranstaltungen, nicht unbe-

dingt, aber oft mit anschließender Aussprache, die den Verband kennzeichneten – zur damaligen Zeit sicherlich das wichtigste Mittel, Akademiker anzusprechen. Referenten wurden immer wieder durch die Zentrale vermittelt. Durch die jährlichen Tagungen (etwa Heidelberg 1922, Ulm 1923, Dresden 1924, Innsbruck 1925), die in der Öffentlichkeit weitreichende Aufmerksamkeit erzeugten, und die damit verbundenen Sitzungen entstanden persönliche Kontakte und Freundschaften in ganz Deutschland und Österreich und darüber hinaus, in vielfacher Weise vermittelt durch Generalsekretär Münch. So war ein Forum geschaffen, „auf dem man sich nicht nur um die Pflege und Vertiefung der überlieferten katholischen Gedankenwelt mühte, sondern auf dem es auch zu einem lebendigen Gedankenaustausch kam, der in seiner Spannweite alle theologischen Richtungen und Schulen der Zeit umfaßte. Es war die ebenso schöpferische wie reiche Persönlichkeit Münchs, der den Facettenreichtum des deutschen Katholizismus zum Leuchten brachte und damit half, die Bewußtseinsstörungen der Kulturkampfzeit und einer rein defensiven Apologetik zu überwinden. Die Jahresversammlungen des Akademikerverbandes, die enge Zusammenarbeit mit der Görresgesellschaft, die von ihm mitbegründeten Salzburger Hochschulwochen waren von der großen Persönlichkeit Münchs inspiriert und stets durch neue Anregungen belebt.“²⁹

Dass Franz Xaver Münch bei alledem die Bodenhaftung nicht verlor, zeigt ein Schreiben an die Redaktion des Herderschen Konversationslexikons im März 1925, die ihn um ein Lebensbild gebeten hatte. Er lehnte ab mit der Begründung, er gehöre nicht zu den bedeutenden führenden Persönlichkeiten und man möge „im Interesse Ihres von mir so hochgeschätzten Werkes selbst auf die Erfüllung der Bitte verzichten“³⁰. Dass er dann Anfang 1926 zum

Päpstlichen Hausprälaten ernannt wurde, war sicherlich eine amtskirchliche Anerkennung seiner Arbeit, die er immer in Rückbindung an den Episkopat und seinen Heimatbischof, Erzbischof Karl Josef Kardinal Schulte in Köln, leistete. Der Titel verschaffte ihm aber auch für seine Tätigkeit einen besseren Status.³¹ Im Oktober 1928 gelang es, mit Zustimmung des Erzbischofs in der Person des Dr. Franz Xaver Landmesser³², bisher Stiftsvikar zu Aachen, einen zweiten geistlichen Generalsekretär für den Akademikerverband zu gewinnen. Die Arbeitsfülle konnte nun in gewissem Umfang auf eine zweite Schulter gelegt werden. Um das Jahr 1930 hatte der Akademikerverband mit 13.500 Mitgliedern in ungefähr 150 Ortsvereinen seine größte Ausdehnung erreicht. In dieser Zeit erwarb man als Geschäftsstelle und „Akademikerheim“ eine Immobilie in Köln, Altenburger Straße 16, zu deren Ausstattung das Reichsinnenministerium noch 1932 eine Beihilfe von 2.000 Reichsmark gewährte.

Die schon angesprochenen Salzburger Hochschulwochen waren ein erstes Ergebnis diverser Bemühungen um die Schaffung einer katholischen Universität, ein Gedanke, der seit Mitte der zwanziger Jahre aufgebracht und diskutiert worden war; einerseits im Akademikerverband, andererseits und vor allem aber durch den Theologen und nachmaligen österreichischen Bundeskanzler Dr. Ignaz Seipel³³ sowie die Konföderation der deutschsprachigen Benediktinerabteien unter Erzabt Peter Klotz³⁴. Die Hochschulwochen wurden zusammen mit dem Fürsterzbischof von Salzburg, Ignaz Rieder³⁵, der dortigen Theologischen Fakultät und der Görresgesellschaft im August 1931 zum ersten Mal veranstaltet.³⁶ Sie galten als „universitas catholica in nuce“ und existieren – nach einer Unterbrechung zwischen 1937 und 1946 – in veränderter Form bis heute. Schon 1932

gab es jedoch Schwierigkeiten, die in einem Beitrag Münchs in der Kölnischen Volkszeitung ihre Ursache hatten, in dem er Front gegen die Görresgesellschaft machte. Er hatte festgestellt, „dass es bei den Katholiken an einem katholischen Wissenschaftsbegriff fehle.“ Es war ihm „um die Eliminierung angeblicher Reste des Deismus, Liberalismus und Relativismus mit ihrer Anarchie der Werte im deutschen Katholizismus, speziell in der Görresgesellschaft“ gegangen. Deren Präsident Finke³⁷ verwahrte sich gegen diese Vorwürfe. Der Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland Anfang 1933 ließ den inhaltlichen Konflikt allerdings in den Hintergrund treten.

Unter der Herrschaft des Nationalsozialismus

Franz Xaver Münchs silbernes Priesterjubiläum am 14. März 1933 wurde im Münsterischen Anzeiger noch gefeiert, allerdings mit der zeittypischen Wortwahl: „In ihm schenkte die Vorsehung der katholischen Akademikerbewegung einen Mann, der wirkliche Führeigenschaften mitbrachte: hohe Geistesgaben und eine innere Verbundenheit mit den verschiedensten Kulturgebieten, die ihn ‚zu einem ursprünglichen, blutvollen Verstehen von innen her und einem trefflichen Erfassen des Wesentlichen‘ befähigte, ein inneres Durchdrungensein von dem Primat des Geistigen, des Religiösen, des Ewigen, ein unwiderstehlicher Drang, das was er als richtig, als normgebend erkannt hat, anderen mitzuteilen.“³⁸

Um der Befürchtung, der Verband könne sogleich aufgelöst werden, entgegenzuwirken, sprach sich eine Sondertagung im Juli 1933 in Maria Laach für ein Bekenntnis zum neuen Staat aus. Doch die Schwierigkeiten sollten sofort beginnen. So blieben die Salzburger Hochschulwochen ab 1933

eine innerösterreichische Veranstaltung ohne Görresgesellschaft und Akademikerverband, da die neuen Machthaber den „reichsdeutschen“ Dozenten den freien Grenzübertritt nicht zusichern wollten und außerdem nach der Schilderung des Salzburger Dekans Fiala „einige der in Betracht kommende[n] Herren sogar das Bedenken hatten, es könnte ihnen die aktive Beteiligung [...] bei ihrer vorgesetzten Behörde schaden“³⁹. Münchs zweimalige Bitte, unter diesen Umständen die Veranstaltung ausfallen zu lassen, blieb ohne Erfolg, ebenso ein Gespräch im Auswärtigen Amt, das am 27. Juni in Berlin stattfand.⁴⁰ Die österreichische Seite war unter diesen Umständen erst recht nicht bereit, auf die Veranstaltung zu verzichten.

Nach Abschluss des Reichskonkordates schien die Lage für den Akademikerverband sicherer zu werden. Man konnte sich darauf berufen, selbst kein eingetragener Verein zu sein und nur einen Trägerverein für das Vermögen zu unterhalten, somit also zu den unter Schutz stehenden innerkirchlichen Vereinigungen zu gehören. Dass damit bestenfalls ein Aufschub gewonnen war, konnte man zunächst noch nicht voraussehen. Doch der Druck stieg in Form der üblichen Repressalien. Die Programme wurden von der gleichgeschalteten Presse nicht mehr veröffentlicht⁴¹; ferner wurden Mitgliederlisten verlangt⁴², Versammlungen gestört⁴³, eine „Kunsthfahrt“ des Ortsvereins Gelsenkirchen verboten oder Veranstaltungen – aus Furcht vor Repressalien – schon vorher abgesagt. Seitens der Presse kam der Vorwurf, der Verband betreibe politische „Zersetzungsarbeit“⁴⁴. Hinzu kam, dass das Kölner Generalvikariat gemäß den Konkordatsbestimmungen die Finanzen des Verbandes strenger kontrollierte und der Erzbischof in Gestalt von Weihbischof Dr. Stockums einen Kommissar für den Akademikerverband ernannte. Zu ihm sollte Münch jedoch ein positives Verhältnis fin-

den. Nach dem Rücktritt des Akademikerverbands-Präsidenten Kirnberger⁴⁵ im Jahre 1934 schien eine Neuwahl völlig illusorisch; Münch musste kommissarisch auch diese Funktion noch übernehmen.⁴⁶ Zunehmend machte sich eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage des Verbandes bemerkbar, denn die Mitgliederzahlen sanken und Beitragszahlungen ließen sich besonders von den entfernten Gliederungen oft nicht eintreiben. 1936 schied Dr. Landmesser aus, wegen fehlender Mittel, aber auch nach Differenzen mit Münch, die im Einzelnen anhand der Quellen nicht mehr nachvollziehbar sind. Er erhielt die Pfarrstelle in Düsseldorf-Kaiserswerth, sollte aber schon im Jahre 1940 sterben, bevor er die Fünfzig erreichte.

Dass die wachsenden Schwierigkeiten einen Menschen mit der Sensibilität Münchs schwer belasten und sicher auch zuweilen reizbar werden lassen mussten, steht außer Frage. Zu den äußeren Anfeindungen kamen die inneren Zweifel hinzu, ob die Mühen der vergangenen Jahre berechtigt und der Weg der richtige gewesen war. So nimmt es nicht wunder, dass sich in den Akten des Generalvikariats zwei Gesuche um Entpflichtung finden: Das erste datiert vom 8. Januar 1937 mit der Bitte, „sich bei Seiner Eminenz dem Hochwürdigsten Herrn Kardinal ernst für die Erfüllung meines Seiner Eminenz wie Seiner Gnaden dem Hochwürdigsten Herrn Generalvikar schon so oft geäußerten Wunsches einsetzen zu wollen, mich aus den Diensten des Katholischen Akademikerverbandes zu entlassen. Ich hoffe zuversichtlich, bereits am 1. April dieses Jahres mein Amt niederlegen zu dürfen. Nur einem wesentlich jüngeren Priester als ich (!) wird es möglich sein, der vielgestaltigen und täglich schwerer werdenden Aufgaben in unserem Bunde Herr zu bleiben. Weder mein Alter noch meine Gesundheit sind diesen gewachsen. Hinzu kommen

noch zwei Gründe [...] Durch die amtliche Erklärung meiner politischen Unzuverlässigkeit – einer Erklärung, die ohne jeden Zweifel der Berichterstattung und der Initiative aus Kreisen des Akademikerverbandes selbst ihre Entstehung wenn nicht ihre Formulierung verdankt – bin ich nicht mehr geeignet, die Interessen des Bundes zu vertreten, wie ein Priester, der sich ‚den Einrichtungen, Maßnahmen und Ansichten unserer Zeit aufgeschlossen zeigt‘. Als zweiten wesentlichen und für mich an erster Stelle stehenden Grund muss ich anführen, daß ich das Vertrauen meines Oberhirten nicht mehr genieße. Dieses Vertrauen ist die Grundbedingung jedes Erfolges in der von mir geleiteten Bewegung in den Wirren der Gegenwart.“⁴⁷ Eine Entpflichtung erfolgte gleichwohl nicht; es ist auch nicht recht ersichtlich, worauf sich die Einschätzung Münchs stützte, Kardinal Schulte habe das Vertrauen in ihn verloren – vielleicht auf die Überwachung der Finanzen oder die Bestellung des Kommissars. Sein zweites Entpflichtungsgesuch datiert vom 25. Februar 1937 und führt wiederum „Indiskretionen“ an sowie „daß das Reichskirchenministerium über mich informiert worden ist und ohne Zweifel ständig informiert wird“⁴⁸. Auch das zweite Gesuch blieb unbeantwortet – zumindest schriftlich.

Trotz aller Bedrängnisse ging die Arbeit zunächst weiter; es wurden z.B. um Pfingsten 1937 und 1938 in Würzburg Tagungen noch mit großem Erfolg und Zuspruch durchgeführt. Aber es war nur noch eine letzte Frist: Nach einer Bestimmung der Reichspressekammer vom 14.10.1937 musste die Verbandszeitschrift „Der katholische Gedanke“ eingestellt werden. Dann kamen Nachrichten über Aktionen der Gestapo oder Selbstauflosungen, weil den Beamten, auch im Ruhestand lebenden, die Mitgliedschaft verboten wurde, aus verschiedenen Ortsvereinen: im Februar 1938

aus Münster, im Juni aus Chemnitz, im Juli aus München und Hindenburg, im August aus Braunsberg, im Oktober aus Leuna und Merseburg, im November aus Wiesbaden und aus Wien. Letztlich erfolgte durch Runderlass vom 21.12.1938 die Auflösung des Katholischen Akademikerverbandes. Eine ausführliche Beschwerde Kardinal Schultes blieb erwartungsgemäß ohne Erfolg.⁴⁹

Krankheit, Rückzug und Tod

Münch traf dieses Ende seines Lebenswerkes hart. Er erkrankte ernstlich, und erst im Sommer 1939 zeigte sich nach einem längeren Sanatoriumsaufenthalt eine gewisse Besserung. Da erhielt er die Einladung einer Schweizer Familie, zur Erholung auf deren Landgut bei Florenz zu kommen. Münch nahm an und verbrachte dort eine letzte ruhige Zeit. „Der Landsitz liegt eine Stunde vor der Porta Romana in unmittelbarer Nähe des Ihnen sicher bekannten Certosa. Nur wenige Minuten habe ich zu einer kleinen Kapelle, in der ich zelebriere. Zu meiner Freude kann ich hier viel lesen und studieren. Täglich erteile ich ein oder zwei Stunden Konvertitenunterricht.“⁵⁰ Eigentlich wollte Münch nicht auf Dauer bleiben. Im Oktober 1939 schrieb er an Weihbischof Stockums: „Ich war bereits vor vier Wochen auf der Heimfahrt. Aber die Schweiz verweigerte dem Reisenden nicht nur den Aufenthalt, sondern auch die Durchreise. Mein Antrag, auf dessen Beantwortung ich täglich wartete, wurde endlich negativ beschieden. Ich werde ihn aber durch die persönliche Vermittelung eines guten Schweizer Bekannten erneut stellen ... Sollte Seine Eminenz meiner irgendwie bedürfen, so bin ich natürlich bereit, sofort die Rückkehr über den Brenner anzutreten.“ Der Weihbischof beruhigte ihn: „Genießen Sie nur so lang als möglich die Schönheiten Italiens und spe-

ziell Florenzes.“⁵¹ Anna Clementine Braun berichtet über den Florenzaufenthalt: Er „geht ganz in die ‚vita contemplativa‘, die ihm noch für eine Weile geschenkt wird, arbeitet am Römerbrief und in Kunstgeschichte, hilft in der Deutschenseelsorge, kündigt in neuer Aufgabe wie einst von der Kanzel die Frohbotschaft und zieht wieder wie in den ersten Jahren seines Priestertums die Hörer in den Bann seiner Predigt, hinter der man das Leben spürt, schließt wieder wie damals in liebevollem Verstehen der jungen Seele Kindern den Reichtum des Glaubens auf.“⁵²

In dieser Zeit auf Erfolg oder Misserfolg seines Lebenswerkes angesprochen, schreibt Münch selbst: „Ob unser Wirken von Wert war, steht bei Gott. In der Einsamkeit, in der ich leben darf, ist mir, als ob der Erfolg, der vor Gott bestehen kann, ein verschwindender sei, weil unsere Sache nicht unmittelbar genug unserem Herrn diene. Auf alle Fälle betrachte ich vom priesterlichen Standpunkt aus mein Wirken als verfehlt, weil ich nicht dem Mysterium so diene, wie es die Kirche als das einzige Glück und die Berufung des Priesters feiert.“⁵³ So blieb in seiner Selbsteinschätzung am Ende ein melancholischer Grundzug zurück – seine Zeitgenossen teilten diese pessimistische Einschätzung keineswegs.

Im Sommer 1940 begab sich Münch zu einem Studienaufenthalt und zur Erholung in die Benediktinerabtei Monte Maria im Vintschgau und fuhr von da aus im Frühherbst in das Benediktinerkloster von Meran. Dort zeigten sich die Symptome der Krankheit, die zu seinem Tode führen sollte. Er starb am 19. Oktober 1940 in der Florentiner Universitätsklinik Careggio an einer Thrombose im Bereich des Herzens⁵⁴. Das Seelenamt fand am 22. Oktober in der Kirche San Gaetano statt, die von den deutschsprachigen Katholiken benutzt wurde. Am 13. November wurde Münch,

wie er es sich gewünscht hatte, in Rom auf dem Campo Santo Teutonico beigesetzt. In Köln fand am 23. November in seiner „Heimatpfarrkirche“ St. Gereon ein Seelenamt statt, in dem Pfarrer Dr. Johannes Pinski aus Berlin die Predigt hielt und dem toten Freund nachrief: „In bewusster Verbundenheit mit Christus hat der Verstorbene sein ganzes Lebenswerk aufgebaut, sei es, dass er in großen Tagungen die Zeitgenossen, Gläubige und Ungläubige, immer wieder zur Besinnung auf das Ewige im Zeitlichen aufrief, sei es, dass er als geistiger Inspirator zahlreicher Publikationen das Allesumfassende katholischer Haltung einleuchtend – im vollen Sinne dieses schönen Wortes! – an sie herantrug. Wie vielen, Katholiken und Nichtkatholiken, ist durch ihn die Größe der Kirche erschlossen worden! [...] Nach all dem glaube ich nicht zu übertreiben oder die Verdienste anderer Männer unserer Zeit ungebührlich zurückzudrängen, wenn ich sage, dass Münch wohl der erste war und in gewissem Sinne auch der einzige geblieben ist, der es in einem wahrhaft großen Stil unternahm, den religiösen Liberalismus bei den deutschen Katholiken auf der ganzen Linie des gesellschaftlichen wie geistigen Lebens zu überwinden.“⁵⁵

Anmerkungen

¹ Johannes Schaber, Münch, Franz Xaver, in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, herausgegeben von Friedrich-Wilhelm Bautz, ab Bd. III von Friedrich-Wilhelm Bautz, fortgeführt von Traugott Bautz, Band XVI, Herzberg 1999, 1108-1117;

http://www.bautz.de/bbkl/m/muench_f_x.shtml.

² Anna Clementine Braun, Erinnerungen an Franz Xaver Münch, Regensburg 1948.

³ Emmanuel von Severus, Für die Akademiker, in: Christ in der Gegenwart 41 / 9.10.1983.

⁴ Braun, 3.

⁵ Braun, 3.

⁶ Ildefons Herwegen (1874-1946), vgl. Marcel Albert: Ildefons Herwegen, in: Sebastian Cüppers (Hg.): Kölner Theologen. Von Rupert von Deutz bis Wilhelm Nyssen, Köln 2004, 356-387.

⁷ Heinrich Schrörs (1852-1928), Kirchenhistoriker in Bonn, vgl. Norbert M. Borengässer in: BBKL, Band XV (1999), 1259-1264.

⁸ Albert Ehrhard (1872-1940), vgl. Friedrich Wilhelm Bautz in: BBKL, Band I (1990), 1471-1472.

⁹ Sebastian Merkle (1862-1945), Theologe in Würzburg, vgl. Klaus Wittstadt in: BBKL, Band V (1993), 1302-1317.

¹⁰ Carl Muth, (1867-1944), Herausgeber von „Hochland“, Publizist und Professor, vgl. Winfried Becker in: BBKL, Band VI (1993), 396-402.

¹¹ Hermann Platz, Erste Begegnung mit Maria Laach. Erlebnisse aus der Zeit der beginnenden liturgischen Erneuerung, in: Das Wort in der Zeit 2 (1934/35), 508-515 (hier zit. n. Schaber, BBKL).

¹² Sven Hedin, Ein Volk in Waffen. Den deutschen Soldaten gewidmet, Leipzig 1915, hier nach Braun, 15.

¹³ Braun, 13.

¹⁴ AEK, Gen. I 23.17, Schreiben vom 21.8.1916 an Erzbischof Hartmann.

¹⁵ ebd.

¹⁶ ebd., Schreiben an die genannten Ordinariate vom 7.10.1916.

¹⁷ AEK, Gen. I 23.17.

¹⁸ Braun, 20.

¹⁹ ebd.

²⁰ Braun, 4f.

²¹ Braun, 5.

²² ebd.

²³ ebd.

²⁴ Braun, 11.

²⁵ Otto Klemperer (1885-1973), 1917-1924 Generalmusikdirektor an der Kölner Oper; vgl. Peter Heyworth, Otto Klemperer, Dirigent der Republik 1885-1933, Berlin 1988.

²⁶ Max Scheler (1874-1928), Philosoph und So-

ziologe; vgl. z.B. Wolfhart Henckmann, Max Scheler (Beck'sche Reihe, Bd. 543; Denker), München 1998.

²⁷ Peter Wust (1884-1940), christlicher Existenzphilosoph in Münster; vgl. Werner Schüßler in: BBKL, Band XIV (1998), 193-200.

²⁸ AEK, Gen. I 23.17.

²⁹ Severus, Für die Akademiker, in: Christ in der Gegenwart 41 / 9.10.1983.

³⁰ AEK, Nachlass Münch Nr. 208.

³¹ Kirchlicher Anzeiger für die Erzdiözese Köln 1926, 64.

³² Franz Xaver Landmesser (1890 -1940), Stiftsvikar in Aachen bis 1928; ab 1936 Pfarrer von Düsseldorf-Kaiserswerth (AEK, Sammlung Personalialia).

³³ Ignaz Seipel (1876-1932), Moralthologe, Prälat, Politiker (österreichischer Bundeskanzler), vgl. Erika Weinzierl, Friedrich Weissensteiner (Hg.): Die österreichischen Bundeskanzler, Leben und Werk, Wien 1983.

³⁴ Petrus Klotz (1878-1967), Abt von St. Peter in Salzburg; vgl. Ekkart Sauser in: BBKL, Band XX (2002), 863-864.

³⁵ Ignatius Rieder (1858-1934), Erzbischof von Salzburg; vgl. Ekkart Sauser in: BBKL, Band VIII (1994), 304-306; Erwin Gatz (Hg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945, Berlin 1983, 617-619.

³⁶ vgl. z.B. Christoph Steiner, Die Salzburger Hochschulwochen 1931-1937. Ein Versuch christlicher Weltdeutung, Salzburg 1997.

³⁷ Heinrich Finke, kath. Historiker und Präsident der Görresgesellschaft (1855-1938), vgl. Friedrich Wilhelm Bautz in: BBKL, Band II (1990), 33.

³⁸ Dr. Heibgen in: Münsterscher Anzeiger 18.3.1933, in: AEK, Gen. I. 33.17.

³⁹ Abschrift eines Schreibens von Dekan Dr. Franz Fiala an Münch vom 28.6.1933 in AEK, Gen. I 23.17.

⁴⁰ Abschrift eines Schreibens von Dr. Oster an Münch vom 17. August 1933.

⁴¹ Z.B. Schreiben der Nationalzeitung des Gaues Westfalen-Nord der NSDAP vom 10. Juli 1935

in AEK, Gen. I 23.17.

⁴² Z.B. von der Vereinsabteilung der politischen Abteilung der Polizeidirektion München, vgl. Schreiben an den Ortsverein vom 11.2.1936 in AEK Gen. I 23.17.

⁴³ Etwa am 21. Januar 1935 in München – Schreiben von Dr. Max von Biegeleben in AEK, Gen. I 23.17.

⁴⁴ Zeitungsartikel „Politischer Katholizismus als Stehaufmännchen – Zersetzungsarbeit durch katholische Akademiker und Katholischen Frauenbund“ in AEK, Gen. I 23.17.

⁴⁵ Ferdinand Kirnberger (1875-1962), hessischer Minister bis 1933, Präsident des Akademikerverbandes.

⁴⁶ Schreiben Kirnbergers an Kardinal Schulte vom 31. Mai 1934; Genehmigung an Münch durch Generalvikar David am 20.5.1934 in AEK, Gen. I 23.17.

⁴⁷ Schreiben Münchs an Generalvikar David vom 8. Januar 1937 in AEK, Gen. I 23.17.

⁴⁸ AEK, Gen. I 23.17.

⁴⁹ Nl. Münch Nr.165.

⁵⁰ Nl. Münch 39 und 14; Schreiben an J. Gerckens in Hamm und an Weihbischof Stockums, Köln. Der Name der Eigentümer des Landhauses wird nicht erwähnt.

⁵¹ Nl. Münch 39; Karte Stockums' an Münch vom 1.11.1939.

⁵² Braun, 20.

⁵³ Münch an Gerckens am 21.1.1940; Nachlass Münch 14.

⁵⁴ So in einer Zeitungsnotiz; AEK, Sammlung Personalialia.

⁵⁵ Predigt von Johannes Pinsk, vervielfältigt von Beate Hantelmann 1941, Nl. Münch Nr. 104.

Fotos: AEK, Nachlass Münch

Gebt uns eine Stimme

Über die Arbeit einer Schreibwerkstatt

Dietmar Seiler

Dietmar Seiler lebt als Pfarrer und Autor in Stuttgart.

In der Literaturwerkstatt Stuttgart-Böblingen-Sindelfingen arbeiten seit mehr als 15 Jahren zwei Dutzend alte, junge und auch mittlere Autorinnen und Autoren unter der Leitung von Dietmar Seiler zusammen. Dabei treten oft erstaunliche biografische Entdeckungen zu Tage. Eine Schreibwerkstatt kann ein Ort praktizierter Seelsorge sein.

Von einem tropischen Windstoß und dem plötzlichen Platzregen wurden sie über den Platz gejagt und weggeschwemmt. Alle ihre Blumen. Gebrochen und verschmutzt waren sie nicht mehr zu verkaufen. Die Marktfrau stand stumm an ihrem Stand und ging gebückt nach Hause. In der Schreibwerkstatt schrieb sie ihr Erlebnis vom frühen Morgen auf. „Kein Peso heute!“, lautete ihre Überschrift. In einfachen Sätzen brachen ihre Trauer und ihre Wut heraus.

Bei der Besprechungsrunde stellte sie fest: „Ich bin nicht allein!“ Die andern Marktfrauen hatten aus ihrem Leben von vielen Ohnmachtserfahrungen erzählt.

Es war ein wichtiger Abend für die Frauen – ein kleiner Anfang der Befreiung. Sie hatten gelernt, ihr Leid aufzuschreiben und es mit andern zu teilen.

Wie es zur Literaturwerkstatt kam

In meiner farbigen Gemeinde in Lateinamerika lernte ich die Arbeit von lateinamerikanischen Schreibwerkstätten

kennen. Das war der Ursprung der Literaturwerkstatt Stuttgart-Böblingen-Sindelfingen.

Es kam noch einiges dazu: Als Studenten- und Gemeindepfarrer in Deutschland besuchte ich die unterschiedlichsten Menschen und hörte viele Lebensgeschichten. Jeder und jede hatte etwas zu erzählen. Ich entdeckte, dass es kein Leben gibt, das nur langweilig und uninteressant ist, und spürte, dass jede Lebensgeschichte wert ist, festgehalten und weitergegeben zu werden.

In Deutschland begegnete ich Menschen, die durch Familie und Erziehung, Beruf und Medien, Kirche und Gesellschaft sprach- und stimmlos gemacht wurden. Wer schreibt, bleibt. Schreiben ist ein Gewinn nicht nur für die Lesenden, die eigene Familie und die Nachwelt sondern auch für die Schreibenden selbst.

Die Entdeckung: Wer bin ich?

Wir erleben heute einen Abbruch von grundlegenden Traditionen. Junge Menschen kennen kaum mehr Märchen, Mythologien oder biblische Geschichten. Wichtige Grundlagen unserer Kultur gehen verloren, wenn sie nicht auch in literarischen und spannenden, unterhaltsamen und ansprechenden Texten aktualisiert werden.

Viele Menschen haben einen Horror vor einem weißen Blatt, auf das sie etwas von sich schreiben sollen. Sie wurden schon in der Schule entmutigt, und der Spaß an den Wörtern und am „schriftlichen

Denken“ wurde abgebaut. In den Schreibwerkstätten muss zuerst diese Scheu genommen werden.

Die Gruppe hilft dabei, weil sie ein geschützter Rahmen ist, in dem zum ersten Mal ein Text vorgestellt wird. In ihm kann etwas ausprobiert werden, ohne dass es einen den Kopf kostet oder man das Gesicht verliert. Denn alle Beteiligten sind in einer ähnlichen Situation, wenn sie sich gegenseitig Rückmeldung geben – das heißt einander sagen, was der Text beim Zuhören an Gefühlen, Gedanken und Erinnerungen ausgelöst hat.

Bei den Rückmeldungen macht man eine lebenswichtige Erfahrung: „Ich bin nicht alleine mit diesen Erfahrungen.“ und: „Was ich erzähle, spricht andere Menschen an. Ich bin eine besondere Persönlichkeit – wie die anderen auch. Ich bin wichtig.“

Das Schreiben von biografischen Texten erfordert eine sehr eigenständige und sehr persönliche Form. Der Stil muss zum Leben passen, muss authentisch sein und obendrein Freude bereiten. Die Suche nach einer ansprechenden und für jede und jeden stimmigen literarischen Form wird gemeinsam in der Gruppe eher gelingen als alleine im stillen Kämmerlein.

In den Schreibwerkstätten kommt es oft zu ganz überraschenden Entdeckungen. Ein ausländischer Junge, der nicht nur in der Klasse, sondern in der ganzen Grundschule als nichtsnutziger Randalierer verschrien war, schrieb einen schwer lesbaren Text. Als er ihn das erste Mal in der Gruppe vorlas, lachten alle. Nachdem wir den noch sehr holprigen Text genau anschauten, entdeckten wir darin eine reizende kleine Geschichte.

Die Gruppe machte viele Verbesserungsvorschläge. Mit Feuereifer machte sich der Junge an die Überarbeitung. Als er bei der Schulveranstaltung seinen Text in fast

perfektem Deutsch vortrug, wurde er von Satz zu Satz größer. Er stand plötzlich anders da. Die Lehrer und die Eltern sahen ihn in einem völlig neuen Licht.

Die Entdeckungsreise: Wie bin ich so geworden?

Biografisches Schreiben steht hinter jeder schriftstellerischen Tätigkeit. Wer über Gott und die Welt schreibt, schreibt immer irgendwie über sich.

Schreibende entdecken oft einen neuen Sinn hinter der altbekannten Wirklichkeit. Schreiben kann von alten Denkmustern befreien und den Blick weiten. Beim biografischen Schreiben kann das eigene Leben reflektiert werden. Wenn die Erinnerungen, die Probleme und Erfahrungen in eine schriftliche Form gebracht werden, stellen Schreibende oft fest, dass es bei der literarischen Form oft dort hakt, wo es auch im Leben gehakt hat und manchmal bis in die Gegenwart noch hakt, wo Drängendes ausgeblendet und überspielt wird.

Wer schreibt, liest sich selbst. Das ist nicht immer ein reines Vergnügen. Manchmal ist das Erinnernte intim und peinlich. Manches, was damals so unüberwindlich und brisant vor einem stand, wirkt heute belanglos. Und dabei kommt so manche Leiche zum Vorschein, die man lieber im Keller lassen wollte, wo sie oft ihr verborgenes Unwesen treibt. Der bewusster Umgang mit dem eigenen Ich ist meistens ein Ventil, das schon lange geöffnet werden wollte.

So erleben Schreibende, wie intensiv Erlebtes aufgewühlt wird. Ungelöste seelische Probleme, die bewusst oder unbewusst quälen, brechen im Schreiben wieder auf. Schreiben kann entlastend sein. Indem man die Erlebnisse aufschreibt, schreibt man sich frei von seelischen Spannungen, Verletzungen, Bedrängnissen und Krisen. Im

Schreiben findet man oft auch nachträglich Genugtuung für erlittene Verletzungen, kann Trauerarbeit leisten und Trost finden, manchmal auch Dank abtragen. Meistens kommen Glaube und Religion erst sehr spät zur Sprache.

Wer seine Erinnerungen aufs Papier gebannt hat, ordnet sein Leben neu, kommt mit sich ins Reine und schafft Platz für Neues. Es entsorgt die Seele, besonders bei Menschen, die traumatische Erlebnisse haben. Bei der Suche nach der besten Form kämpfen Autorinnen und Autoren mit Einseitigkeit, Verbitterung, Verknöcherung und Versteinerung, die unfähig machen, lebendig zu bleiben.

Die Frage: Wo komme ich her?

Beim Recherchieren und Schreiben über die eigene Familie entdecken die Schreibenden ihre Herkunft, ihre Wurzeln. Für nachkommende Generationen ist es unerlässlich, die Wurzeln ihrer Familie zu kennen, um ihre Identität zu finden.

Mit den Texten schreiben die Mitglieder der Literaturwerkstatt auch gegen die Sprachlosigkeit an, die in erschreckend vielen Familien herrscht. Das Erzählen von Erlebnissen und Erfahrungen droht in der Hektik des Alltags und der Seichtheit vieler Medien unterzugehen.

In den kleinen Geschichten, die das Leben so bietet, werden die großen Menschheitsprobleme erlebt. Es geht in unseren Familien, ja in jedem einzelnen Leben immer und ewig um lieben und hassen, lachen und weinen, werden und vergehen.

In einer Schreibwerkstatt beschrieb eine Teilnehmerin die Geschichte ihrer Großmutter. Weil die Großmutter ein lediges Kind war, wurde sie in der Umgebung, aber auch in der eigenen Familie als Außenseiterin behandelt. Doch die Großmutter stemmte sich gegen die Ablehnung und

wurde eine außergewöhnliche und farbige Erscheinung. Beim Schreiben ging der Enkelin auf, dass diese lebendige und extravagante Frau ihr heimliches Vorbild war. Heute weiß sie, warum sie selber so unkonventionell auftritt. Sie kann nicht nur dazu stehen, sondern ist stolz und pflegt ihre Besonderheit.

Zeitzeugenarbeit:

Was kann und will ich weitergeben?

Heute beschäftigen sich manche mit der Vergangenheit, um der Auseinandersetzung mit der Gegenwart auszuweichen. Sie suchen in der Geschichte die heile Welt, die gute alte Zeit. Zeitzeugen schreiben dagegen, indem sie ihre persönliche Sicht der vergangenen Zeit authentisch und glaubwürdig festhalten. So schreiben sie an gegen die Lüge und Heuchelei heute und in früheren Zeiten. Diese Texte sind auch für die Geschichtsschreibung wichtige Quellen wegen ihrer räumlichen und zeitlichen Nähe zu den Vorgängen.

Einmal entdeckte ein älterer Teilnehmer in den Unterlagen seiner Eltern, dass der Vater zwischen zwei Feldzügen des Zweiten Weltkriegs kurz auf Urlaub zu Hause war. Danach zog der Vater wieder ins Feld, wurde gefangen genommen und kam erst spät aus der Gefangenschaft zurück. Inzwischen war sein Sohn geboren. Ein Produkt des Urlaubs, der sicher auch eine hochoerotische Zeit war für ein junges Paar nach langer Pause und vor der großen Ungewissheit.

Doch hatte diese Situation für viele Kriegskinder auch eine andere Seite. Kinder sollten nicht nur neue Soldaten werden, sondern das Leben des Vaters auch über den Heldentod hinaus fortsetzen. Und die Mutter hätte einen lebendigen Trost, wenn der Mann nicht mehr aus dem Krieg zurückkäme. Als der Vater aus der Gefangenschaft

zurückkam, klappte es zwischen ihm und dem Sohn nicht.

Der Zeitzeuge entdeckte während des Niederschreibens seiner Erlebnisse, Gefühle und Gedanken, dass seine Probleme mit dem Vater und mit Autoritäten, die Ambivalenz seines Erlebens und Handelns mit der geschichtlichen und gesellschaftlichen Situation dieser Zeit zusammenhängen. Ihm ging auf in Gesprächen und in der Lektüre der letzten Jahre, dass viele Kriegskinder von ähnlichen Belastungen berichten, wenn sie sich mit ihrer Geschichte und der Zeitgeschichte auseinander setzen.

Schreiben ist Frust und Lust

Wer schreibt bemerkt rasch: „Schreiben ist Arbeit.“ Deshalb schreiben so wenig Menschen. Man hört: „Ich kann nicht schreiben!“, „Andere können es besser!“ oder „Ich habe keine Zeit!“ Das sind Ausreden. Schreiben kann jeder und jede. Es fehlt nur am Willen und häufig an Anregungen. Wichtig ist nur: Anfangen!

Die Literaturwerkstatt ist ein Impulsgeber. Man wird ermutigt, wenn sich eine Schreibblockade eingestellt hat. Anregungen werden weitergegeben, über Themen zu schreiben, die verschüttet sind. Schreibende finden manchmal ihre Erlebnisse und Gedanken nicht bedeutend und werden von den Kolleginnen und Kollegen angestachelt, gerade darüber zu schreiben, weil es für andere Menschen unbekannt und für die gegenwärtige Zeit aktuell ist. Eine Gruppe übt auch einen sanften Druck aus, um den inneren Zensor und Faulenzer in Schach zu halten.

Schreiben ist auch ein riesiges Vergnügen. Beim Schreiben werden ja nicht nur schreckliche Begebenheiten verarbeitet. Schreiben, das Spiel mit Wörtern und literarischen Formen, ist oft einfach ein Zeitvertreib. In der Literatur kann man Dinge

ausprobieren, ausleben und Dimensionen erleben, die im normalen Leben nicht umzusetzen sind. Im Schreiben finden viele einen Raum, wo der eigenen Fantasie keine Grenzen gesetzt werden.

Und man tut es, weil es Spaß macht, ein narzisstisches Vergnügen ist, Langeweile vertreibt und oft Schmerzen sowie das Altwerden nicht mehr so stark spüren lässt. Die Erinnerung an freudige Ereignisse und sonnige Zeiten im Leben trägt Viele über den Tag hinaus.

Schreiben nicht nur für die Schublade

In der Literaturwerkstatt erleben wir immer wieder, dass für viele Menschen das Schreiben von eigenen Texten und das erste Vorlesen in der sicheren Gruppe und noch mehr die Veröffentlichung in Lesungen und Büchern wie der Griff nach dem Mond ist. Das Lampenfieber vor der ersten öffentlichen Lesung, noch mehr vor der Präsentation des neuen Buches gehört dazu. Wer den Mut aufgebracht hat, einen Text von sich preiszugeben, wächst über sich hinaus.

Ein Höhepunkt der Literaturwerkstatt ist die öffentliche Vorstellung der Textsammlung. Jedes Jahr wird eine Anthologie mit den neuesten Texten herausgegeben. Mit Kurzgeschichten, Satiren, Betrachtungen, Theaterstücken, Gedichten bis zu Mundarttexten wird ein bunter Strauß vorgelegt.

Wer es gewagt hat, von sich etwas vorzulesen, ist ein anderer und eine andere geworden. Schreibende erleben einen Kick, wenn sie hören: „Ihre Geschichte hat mich an meine eigene Geschichte erinnert, die ich längst vergessen hatte.“ „Das hat mich angerührt, ich hätte weinen können!“ Und auch kritische Stimmen gehören zu diesem Dialog zwischen Schreibenden und Lesenden, der beide Seiten in Bewegung hält. Dabei haben wir entdeckt, dass auch „kleine Leute“ gute Texte schreiben und „kleine

Leute“ Texte von „großen Dichtern“ sehr genau lesen und kritisch beurteilen können.

Wir nahmen auch die alte Tradition des Salons wieder auf. Jemand lädt in seine Wohnung ein zu einem gemütlichen Treff. Neben Kaffeetrinken oder einem Imbiss wird vorgelesen. Manche lesen aus den eigenen gesammelten Werken vor, andere stellen fremde Texte vor. Das Gespräch über die Texte ist wichtiger Bestandteil der Treffen.

Zu unseren Lesungen gehört meist auch meine Erfindung des „Literatursports“. Es werden bei unseren Lesungen – wie bei der alten Olympiade, wo das Dichten noch eine Disziplin war – Aufgaben gestellt. Die Anwesenden bestimmen per Abstimmung Inhalt und Form der Texte und alle dürfen mitmachen.

Wir erleben häufig, dass Menschen zum Stift greifen, die seit der Schule nie mehr einen eigenen Text verfasst haben. Es ist kaum zu glauben, wie viele kreative, witzige, fast perfekte Texte in kurzer Zeit entstehen. Selbst die Aufgabe wurde von überraschend vielen Teilnehmenden gelöst, in drei Minuten einen Text zu schreiben – in Prosa oder Lyrik – zu einem von allen bestimmten Thema. Die Texte werden nach der vorgegebenen Zeit vorgetragen. Abstimmen dürfen dann alle Anwesenden, welcher Prosatext beziehungsweise welches Gedicht der Sieger des Tages ist. Viele stellen dabei fest, dass Literatur Spaß machen und unterhalten kann.

Vorlesen in der S-Bahn

Lesungen an außergewöhnlichen Orten haben einen besonderen Reiz, weil man nie weiß, ob überhaupt jemand zuhört oder wie wir mit Widerständen zurechtkommen. Doch machten wir ermutigende Erfahrungen bei unseren Lesungen im Kaufhaus und beim Kirchentag, zuletzt in

der S-Bahn und auf den Bahnhöfen. Bei diesem Lese-Marathon stellten wir unser neues Buch vor *Menschen, Spuren und ein Knieschuss*. Zwischendurch spielte ich Weihnachtslieder und Moritaten auf der Drehorgel.

Die Aktion war ein voller Erfolg. Ziel war es, Menschen Literatur an ungewohntem Ort nahezubringen und den einen oder die andere zum Selberschreiben zu bewegen.

Die Fahrgäste legten ihre Lektüre weg und alle hörten den in den verschiedenen Abteilen Vorlesenden zu. War eine Geschichte zu Ende, gab es großen Beifall. Eine Frau aus der Schweiz wollte unbedingt das Buch kaufen, um es im Zug zu lesen. Und die danebenstehende Frau bekam es mit und wollte unbedingt und sofort ein Buch für ihren Sohn in Köln als Nikolausgeschenk ...

Als die Gruppe sich zum Aussteigen am Hauptbahnhof fertig machte, rief eine Dame einer Vorleserin nach, die ihre Lesung unterbrechen musste: „Ach, fahren Sie doch noch ein Stück mit, ich will doch das Ende der Geschichte hören.“ Eine junge Frau sagte beim Aussteigen: „Ich bin extra eine Haltestelle weiter gefahren, damit ich das ganze Gedicht hören konnte ...“

Demnächst wollen wir im TGV und ICE zwischen München und Paris lesen. Da sind die Haltestellen weiter auseinander.

Literatur

Dietmar Seiler, Jutta Schmidt (Hg.), „Menschen, Spuren und ein Knieschuss“, Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt.

BIBLIOTHEK DES KAVD

Wie im Präsidiumsrundbrief 2007-1 angekündigt plant der KAVD eine Erweiterung des Internet-Angebotes bzw. der Homepage um die Einrichtung einer Bibliothek mit zunächst drei Archiven. Alle Verbandsmitglieder und darüber hinaus wissenschaftlich Tätige und akademisch Interessierte sind eigens dazu eingeladen, sich an der Erstellung dieser Bibliothek durch Hinweise und Recherche zu beteiligen.

Als Archivgruppen sind geplant:

1. Beiträge zur Geschichte des KAVD und seiner inhaltlichen und programmatischen Arbeit
2. Beiträge zum Profil des „Katholischen/christlichen Akademikers“ im Sinne des Apostolates des Geistes mit den Untergruppen:
 - a) zum Laienapostolat
 - b) zur Interdisziplinarität Theologie – Philosophie – moderne Wissenschaften
3. Verzeichnis von Persönlichkeiten des KAVD in Geschichte und Gegenwart

Als einen ersten Beitrag veröffentlichen wir in dieser Ausgabe einen Beitrag von Paul Wolff zum Thema Menschenwürde und Menschenrecht in Christus. DDr. Paul Wolff, in den 1950er Jahren Generalsekretär des Katholischen Akademikerverbandes, hielt die Eröffnungsansprache zu einer 1951 in Limburg vom KAV durchgeführten Fachtagung „Die Menschenrechte in christlicher Sicht“. Den Hinweis auf diesen Beitrag verdanken wir unserem Verbandsmitglied Dr. Bernd Müllenbach, Bonn.

„Menschenwürde und Menschenrecht aus Christus Eröffnungsansprache – Ostermittwoch 1951

Paul Wolff

„Und sie fingen nichts in dieser Nacht. Als aber der Morgen graute, stand Jesus am Ufer.“

Keine angemessenere Zeit des Kirchenjahres könnte unserer Pax-Romana-Tagung beschieden sein als die Osterwoche in ihrer unendlichen Herrlichkeit. Thema der Tagung sind die Würde des Menschen und die ihm aus dieser Würde zukommenden Rechte.

Um dieser Würde willen, die er geschaffen als den Abglanz seiner Herrlichkeit, und um ihrer Wiederherstellung willen, nachdem sie verloren war, ward Gott Mensch, und er stellt in seiner

Menschheit dar, was der Mensch einmal war und was er sein sollte und in höchster Verwirklichung eigentlich sein könnte. In seinem Erlösungsoffer zeigt er an, was der Mensch seinem Gotte wert ist, – und in seiner *Auferstehung* offenbart er, was der Mensch einmal sein wird.

Und so verstehen wir Pascals tiefes Wort: Was der Mensch ist, wissen wir allein durch Jesus Christus. Wenn dieses Wort wahr ist, dann nimmt es uns nicht wunder, dass der Mensch heute, nach dem Wort eines bekannten Philosophen, zum ersten Mal in seiner langen und wechselvollen Geschichte nicht mehr weiß, wer er

eigentlich ist; und wir verstehen von da auch, dass an seiner Würde in unseren Tagen furchtbarer gefrevelt wurde als je zuvor.

Nur die Kirche Jesu Christi, die große Unzeitgemäße, spricht ihr Wissen vom Menschen aus im Wort ihrer Liturgie: „Deus, qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti et mirabiliter reformasti“; trotz allem sagt sie es noch immer: „Gott, Du hast den Menschen in seiner Würde wunderbar geschaffen und noch wunderbarer erneuert“ – „mirabiliter reformasti“ kann sie nur sagen, weil er zuvor zu ihr gesprochen hat: „Ich bin auferstanden, und nun bin ich bei Dir“ (resurrexi et adhuc tecum sum), – in der verklärten und immer gegenwärtigen Gestalt ihres Kyrios erschaut sie das erneuerte Urbild des Menschen.

Haben auch die heutigen Verkünder der Menschenrechte sein Bild noch vor Augen? In einer zusammengestellten Mappe über die Menschenrechte fand ich auch ein Bild des erhöhten Christus – aber ist dieses Bild nicht blass und blutleer geworden? Es hätte sonst einiges, wie wir noch sehen werden, in der Deklaration der Menschenrechte anders gesagt werden müssen. Werden wir diesem Bild seine leuchtenden Farben wiedergeben?

Das erste Wort, das der Herr nach seiner Auferstehung spricht, ist das Wort Pax, ein Wort, das wir unter tausend Schmerzen mehr lieben lernten als jedes andere, der Friede, dem auch das besondere Flehen unserer Mutter Kirche in diesem Jahre gilt (Pius XII., Ostersonntag). Der Herr *spricht* dieses Wort nicht nur, er *ist* unser Friede, wie Paulus sagt: „Er macht aus zweien eins.“ Er ist zuerst der Friede zwischen dem Vater und uns, und dann stiftete er Frieden zwischen denen aus der Ferne und denen aus der Nähe. In seiner neuen Schöpfung heißt es darum nicht mehr Heide und Jude, Barbar und Skythe, Sklave und Freier. Dieses Wort des Kolosserbriefes ist

zugleich die erste, die eigentliche Grundlegung der Menschenrechte. Aber die christlichen Völker können sich nicht rühmen, mit der Verwirklichung dieses Wortes sich sehr beeilt zu haben. Gab es nicht Leibeigenschaft und Sklaverei noch im vorigen Jahrhundert, Misshandlung von Frauen, von Matrosen, von Soldaten noch in nicht zu ferne Vergangenheit? Was aber die weißen Völker den farbigen Menschen jahrhunderte lang und systematisch angetan haben und noch antun, bleibt eine nie mehr gutzumachende Schande.

Vor allem aber ist auf Erden nicht mehr gutzumachen, was in Deutschland zwölf Jahre lang an der Würde des Menschen gefrevelt wurde. Darüber ist auch heute noch kein Gras gewachsen. Und wir können die erste Tagung der Pax-Romana in Deutschland, zumal mit diesem Thema, nicht beginnen, ohne noch einmal unsere brennende Scham darüber zu bekennen!

Gewiss, unsere ausländischen Freunde wissen, dass viele von uns selbst zu den Opfern der Tyrannis gehörten; und doch haben wir alle teil an der gemeinsamen Schuld vor Gott, wenn auch ein menschliches Gericht nach den Worten des Heiligen Vaters für solche Kollektivschuld nicht zuständig ist. Unsere Freunde wissen auch, dass seitdem ebenso Schlimmes in der Welt auch an uns geschehen ist und noch geschieht; aber wir haben es vor Gott mit unserer Schuld zu tun, nicht mit der von andern – und so wollen wir nicht wägen bei unserem Confiteor.

Nur solches Confiteor bringt uns alle weiter; denn nur wenn Er, der unsere Schuld an das Kreuz heftete, uns alle hineinverwandelt in seine neue Schöpfung – mirabiliter nos reformabit –, nur dann werden die Versuche der Menschen um eine besseres Recht in der Welt länger gelten als nur einen Tag. Alle bisherigen Versuche, die aus einem verblassten und säkularisierten

Menschenbild kommen, so gut sie gemeint waren, haben das Losbrechen der Finsternis nicht abwenden können. Von ihnen allen gilt das Wort des heutigen Evangeliums: „Und sie fingen nichts in dieser Nacht.“

„Als aber der Morgen graute, stand Jesus am Ufer“, – aber nur die Augen des Glaubens und der Liebe vermögen ihn zu erkennen, wie die des Liebesjüngers, da er zu Petrus sprach: „Es ist der Herr.“ – Herr zeige Dich auch uns nach dieser furchtbaren Nacht, wo auch wir dastehen mit leeren Netzen und nicht wissen, was nun der Tag bringt. Rufe auch uns vom Ufer her an, dann wollen wir wie Petrus aus unseren Booten springen, unsere letzte irdische Sicherheit daran wagen im Glauben, wir wollen uns durchkämpfen durch die Fluten, die über uns weggehen, – dorthin ans Ufer, wo Du stehst und schon auf uns wartest, wo Du das Feuer schon entzündest hast, das uns aus Kälte und Erstarrung löst,

und uns bereitet hast das Mahl, damit wir in der Kraft Deiner Speise wieder gehen lernen, um Deinen Ostergruß, den Gruß des Friedens, allen zu bringen, die in dieser Welt und an ihrem Unrecht leiden, allen Mühseligen und Beladenen, allen Erniedrigten und Beleidigten, allen, deren Menschenwürde die Welt mit Füßen trat.

Zuvor aber wollen wir flehen mit Deiner heiligen Braut, der Mutter der Kirche, im Schlussgebet der heutigen Messe: „Herr wir bitten Dich: säubere uns von allem, was noch vom alten Menschen in uns ist, und wandle uns in eine neue Schöpfung um.“

Literatur

August Wimmer (Hg.), Die Menschenrechte in christlicher Sicht. Im Auftrag der Pax Romana und in Verbindung mit dem Katholischen Akademikerverband, Freiburg 1953, 10-12.

AUS DEM KAVD

Publikumspreis der Salzburger Hochschulwochen für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler

Im Rahmen der Salzburger Hochschulwochen 2009 schreibt das Direktorium der SHW zum vierten Mal einen **Publikumspreis für wissenschaftliche Kommunikation** aus. Graduierte WissenschaftlerInnen aller Fachrichtungen der Jahrgänge 1974 und jünger werden herzlich eingeladen, sich zu bewerben.

Erbeten werden Texte im Umfang eines 25-minütigen Vortrags zum Thema der Salzburger Hochschulwochen 2009 „**WELTORDNUNGEN**“. Vortragssprache ist Deutsch.

Eine Jury wählt drei Beiträge aus. Das Publikum der Salzburger Hochschulwochen wird die PreisträgerInnen bestimmen. Kriterien sind fachwissenschaftliche Qualität, inhaltliche Originalität sowie die kommunikative Transferleistung. Der Preis zielt in besonderem Maße auf die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse an ein breiteres Publikum.

Die Preise werden vom **Katholischen Akademikerverband Deutschlands (KAVD)** gestiftet und sind in ihrer Reihung ausgestattet:

1. Preis € 1.000,—
2. Preis € 500,—
3. Preis € 300,—

Anreise und Unterbringung der Vortragenden übernimmt das Direktorium. Mit dem Publikumspreis ist der Abdruck des Vortrags im Tagungsband verbunden.

Die Manuskripte müssen bis zum **1. April 2009** eingereicht werden. Um eine unabhängige Jury-Entscheidung zu gewährleisten, muss die Zusendung zwei Umschläge enthalten, die jeweils mit einem identischen Passwort zu versehen sind. Kuvert A enthält alle relevanten Angaben zur Person sowie eine Text-Diskette,

Kuvert B den anonymen Redetext. Bis zum **1.6.2009** werden alle EinsenderInnen benachrichtigt. Die Manuskripte können nicht zurück gesendet werden.

Die Zusendungen sind zu richten an:

Sekretariat der Salzburger Hochschulwochen
 Univ.-Prof. Dr. Gregor Maria Hoff
 Obmann des Direktoriums
 Mönchsberg 2 a
 A-5020 Salzburg
 office@salzburger-hochschulwochen.at

Die Gewinner des Publikumspreises der Salzburger Hochschulwochen 2008 sind:

1. Preisträgerin: Dr. Stefanie Knauß, Graz
2. Preisträgerin: Friederike Fellner, Braunschweig
3. Preisträger: Dr. Hiram Kümper, Vechta

Die Preisträger mit dem Erzbischof Dr. Kothgasser, dem Obmann der Salzburger Hochschulwochen Prof. Hoff und Mitgliedern der Auswahljury.

v.l.n.r.: Dr. Hiram Kümper, Christoph Stender, Andreas Hölscher, Dr. Stefanie Knauß, Astrid Schilling, Erzbischof Dr. Alois Kothgasser, Prof. Dr. Gregor M. Hoff, und Friederike Fellner



Albertus-Magnus-Tag am 16. November

- 10.00 Uhr Kapitelsamt in der Münsterkirche/ Hohen Domkirche Essen
- 11.00 Uhr Vortrag in der Aula des Bischöflichen Generalvikariats: Prof. Dr.Dr. Wolfgang Ockenfels OP, Trier, zum Thema: "Wirtschaft zwischen Macht und Moral"
- anschließend Imbiss

Neuer Vorstand der Ortsvereinigung Gladbeck

Die rund 160 Mitglieder der Ortsvereinigung Gladbeck haben einen neuen Vorstand gewählt.

Vorsitzender ist Studiendirektor Michael Dahmen; als Stellvertreter steht ihm Dipl.-Chemiker Dr. Hans Höcker zur Seite; weitere Mitglieder des Vorstands sind Dipl.-Ing. Heribert Pullen, Oberstudiendirektor a.D. Hermann Mengede sowie als Geistlicher Beirat Ehrenstadtdechant Johannes Buchem.

Ein besonderes Dankeschön gilt Oberstudiendirektor a.D. Hans Wilhelm Schulteis, der aus Altersgründen aus dem Vorstand ausschied. Er leitete immerhin fast ein halbes Jahrhundert mit viel Geschick die Ortsvereinigung Gladbeck, war über 25 Jahre Mitglied des Bundesvorstands, viele Jahre Mitglied des Diözesanvorstands im Bistum Essen und als Vertreter des KAVD Mitglied des Direktoriums der

Salzburger Hochschulwochen.

Der derzeitige Bundesvorstand ist sehr froh, mit Hans Wilhelm Schulteis in schwierigen Fragen immer wieder einen Ansprechpartner haben zu dürfen, denn er steht zu seinem Wort, auch in Zukunft als „einfaches“ Mitglied dem KAVD und dem Geschehen innerhalb der Katholischen Akademikerschaft verbunden zu bleiben.

Ein Dank gilt auch dem stellvertretenden Vorsitzenden der Ortsvereinigung Gladbeck Ass. Dipl.-Ing. Friedrich W. Lieneke, der aus persönlichen Gründen nicht zur Wiederwahl zur Verfügung stand.



Peter Burs

LESERFORUM

An das Präsidium des KAVD
Betr. Ideenwettbewerb

Im Präsidiumsbrief wurde die Frage gestellt: „Was können wir für die Außerdarstellung und Mitgliederwerbung tun, um neue Schichten und vor allem jüngere Personen an uns zu binden?“ Hier eine Anregung:

Meiner Meinung nach hat das Präsidium den ersten richtigen Schritt für die Außerdarstellung des Verbandes mit der Stiftung des Publikumspreises für junge Wissenschaftler bei den Salzburger Hochschulwochen unternommen.

Könnte der Gewinner des ersten Preises nicht einen Studientag in einer gut erreichbaren Stadt in Norddeutschland und im darauffolgenden

Jahr in einer Stadt in Süddeutschland abhalten? Das Präsidium müsste mit denen in der Region liegenden Ortsvereinigungen Kontakt aufnehmen. Die Ortsvereinigungen müssten den Studientag in ihr Jahresprogramm übernehmen und mithelfen die Werbetrommel in Gang zu bringen z.B. Ortspresse, Kirchenzeitung, Pfarreien. Ich weiß, dass auf das Präsidium viele organisatorische Aufgaben zu kommen. Die Bischöfe müssten den KAVD in Zukunft mehr unterstützen.

Für das Verbal-Logo mit einer schlagkräftigen Selbstdefinition würde ich die zweite Kombination für aussagekräftiger halten. Das Wort „gläubig“ benutzen andere Religionsgemeinschaften auch (z.B. alle islamischen Gruppierungen). Aus

dem Logo muss in heutiger Zeit sofort ersichtlich sein, dass der KAVD ein christlicher Verband ist.

Sehr geehrter Herr Burs,
sehr geehrter Herr Dr. Hillen,

vielen Dank für Ihre Initiative und Anfrage, die Zukunft des KAVD betreffend. Ihre Darstellung und Analyse der gegenwärtigen Lage ist bedrückend. Ich fürchte, es wird kein Patentrezept zur Abhilfe geben. Die alte, tradierte Substanz an Glauben und Wissen ist weithin aufgezehrt. Nun geht es darum, neue Substanz zu bilden und aufwachsen zu lassen. Ich bin überzeugt, dass nur eine entscheidende Rückbesinnung auf die Fundamente unseres Schöpfungsglaubens und der christlichen Botschaft im bewussten Widerspruch zu heute vorherrschenden Geistesströmungen einen KAVD-Neuanfang begründen kann.

Unser Wunsch ist, dass sich junge, religiös und wissenschaftlich gebildete Menschen zusammenfinden, um sich kämpferisch (ja, letztlich missionarisch) mit der Glaubensvergessenheit und dem aggressiven Atheismus der unsere kulturelle und mediale Öffentlichkeit prägenden Intellektuellen auseinanderzusetzen. Ich denke, dass sie vom Bewusstsein motiviert sein müssen, dass

- in einem sinnleeren Universum ohne göttliches Aufgehobensein allen Geschehens, jeder Mensch und sein Tun, ohne letzte Gerechtigkeit zu erfahren, spurlos verschwinden werden,
- es also in der Welt der Atheisten kein freies, an Wahrheit ausgerichtetes Handeln, sondern letztlich nur einen banalen, sich in animalischer Triebbefriedigung erschöpfenden Nihilismus geben kann,
- die Atheisten ihren banalen Hedonismus nur solange friedlich ausleben können, wie gläubige Menschen eine humane Rechtsordnung in „Ver-

Ich wünsche dem Präsidium des KAVD für ihre weitere Arbeit viel Erfolg.

Irmgard Burs

antwortung vor Gott und den Menschen“ aufrechterhalten

- Wohlstand und exzessiver Fernsehkonsum eine sinn- und wertzerstörende Macht ausüben
- Christen im Advent leben; Christ ist, wer die Liebe hat, wer die Menschen liebt um Gottes willen
- nur entscheidende Christen dem inhumanen, intoleranten und gewaltbereiten Islam angemessen begegnen können.

Zunächst müssen wir darum beten, dass sich ein Nukleus von jungen Menschen für neuen Glauben und Vernunft, eine akademische Generation Benedikt, finden wird. Die Frage ist dann: wo könnte man werben und suchen? Zunächst natürlich im früheren katholischen akademischen Milieu (soweit es noch auffindbar ist): Kath. Studentengemeinden, RCDS, CV, KV oder UV, aber deren Lage ist auch alles andere als glänzend. Es kommt nicht auf die große Zahl an, es sind immer die wenigen, von ihren Überzeugungen angetriebenen Menschen, die eine Bewegung voranbringen. Am Anfang muss jedoch eine tiefe, glühende Idee die Herzen bewegen.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen Namen nennen und mehr zu Ihrer großen Aufgabe beitragen, als nur ein paar grundsätzliche Gedanken.

Mit allen guten Wünschen für Sie und den KAVD und besten Grüßen,

Paul Laufs

Seminar 6.-9. April 2009 in Erfurt

Thema: Kirchen und Klöster in Thüringen.

Geistliches Leben im Mittelalter

Zum Thema: Das Thüringer Kernland war im Mittelalter reich an faszinierenden Klöstern und Stiften. Mönche und Nonnen bestimmten das geistige und geistliche Leben einer ganzen Region. Bekannt sind vor allem der Mystiker Meister Eckhart und der Augustinermönch Martin Luther. Kirchen- und Klosterensembles der Augustiner und Benediktiner, Dominikaner und Franziskaner sind Zeugen jener Zeit. Diesen nachzugehen gibt Einblick in Geschichte und Alltag des klösterlichen Lebens. Zu diesem kultur- und kirchengeschichtlichen Seminar laden wir herzlich ein.



Tagungsleitung: Peter Burs

Referenten: Heike Engel, Studium der Geschichte und Kunstgeschichte;
Heinz Schewe, Studium der Theologie

Organisation: Carla Riechel, Leiterin des Bildungshauses
Ort: Bischöfliches Bildungshaus St. Ursula Erfurt

Tagungsbeitrag: - Ü/VP im DZ: 170 € (EZ-Zuschlag: 18,00 €);
- zzgl. Tagungsgebühr: 80,00 € (inkl. Eintritte, Führungen)

Anmeldeschluss: 20. Februar 2009

Zum Programm:

Montag, 06. April:

Anreise
14.00 Uhr Kaffee
14.30 Uhr Begrüßung
15.00 Uhr Einführung in die Kirchengeschichte Erfurts
16.30 Uhr Besichtigung: Dom und St. Severi, (Augustinerchorherren)
18.30 Uhr Abendessen
19.30 Uhr Besuch im Ursulinenkloster

Dienstag, 07. April:

08.00 Uhr Frühstück
09.00 Uhr Mittelalterliche Mystik und Meister Eckhart
10.00 Uhr Besichtigungen:
Predigerkirche
(Dominikaner);
Barfüßerkirche
(Franziskaner);
Schottenkirche
(Benediktiner)
12.30 Uhr Mittagessen



Predigerkirche



Barfüßerkirche



Schottenkirche

14.00 Uhr Fahrt nach Paulinzella
(Benediktiner/Hirsauer
Reformbewegung)

18.30 Uhr Abendessen,

Mittwoch, 08. April:

08.00 Uhr Frühstück

09.00 Uhr Ganztagesfahrt:
Schulpforta (Zisterzienser):
Naumburger Dom:
Pfalz Memleben (Benediktiner)

18.30 Uhr Abendessen

Donnerstag, 09. April 2008

(Gründonnerstag):

08.00 Uhr Frühstück

09.00 Uhr Besichtigung:
Augustinerkloster (Augustinereremiten)

11.30 Uhr Abschlussrunde

12.00 Uhr Mittagessen

anschl. Abreise



Augustinerkirche

Bitte benutzen Sie zur Anmeldung das extra beigelegte Formular

Hiermit melde ich mich verbindlich für das Seminar:

**„Kirchen und Klöster in Thüringen. Geistliches Leben im Mittelalter.“
vom 6.-9. April 2009 in Erfurt an.**

Name: _____

Vorname: _____

Straße: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Ich benötige ein

Einzelzimmer Doppelzimmer

Ich bin Mitglied im KAVD

sonstige Bemerkungen: _____

Weitere teilnehmende Person: _____

Bei abweichender Anschrift bitte angeben: _____

Datum

Unterschrift

Das ausgefüllte und unterschriebene Formular senden Sie bitte bis spätestens zum **20.02.2009** an:

KAVD-Geschäftsstelle

Postfach 20 01 31, 45757 Marl, Tel.: 02365/5729090, Fax: 02365/5729091, geschaeftsstelle@kavd.de

KIRCHE UND GESELLSCHAFT

ZdK fordert weltweite Achtung der Religionsfreiheit

Prof. Dr. Hans Joachim Meyer hat die weltweite Achtung der Religionsfreiheit als elementarem Menschenrecht eingefordert. Angesichts erschreckender Beispiele der Missachtung im Irak und anderen Ländern des Nahen und Mittleren Ostens sowie in Südostasien erinnerte Meyer an die universale Bedeutung der Religionsfreiheit: „Wir verurteilen alle religiöse Verfolgung, sei es die von Muslimen durch Nichtmuslime oder von Muslimen durch Muslime anderer Richtung, sei es die von Buddhisten in Tibet oder in anderen Teilen Chinas.“

Zugleich unterstrich der ZdK-Präsident das Recht der Christen, jede Verfolgung ihrer Glaubensbrüder und Schwestern mit Nachdruck anzuprangern. Ausdrücklich versicherte er den Opfern die Solidarität der deutschen Katholiken und versprach: „Wir werden für die Rechte der Christen in aller Welt kämpfen.“ Mit Blick auf die Situation der Christen im Irak führte Meyer aus, es gebe nicht wenige in Deutschland und Westeuropa, die von Christenverfolgung nichts hören wollten und denen keine Ausflucht zu schätzig sei, sich vor einer Verurteilung oder konkreter Hilfe zu drücken. Umso dankbarer registrierte das ZdK die Bereitschaft der deutschen Innenminister, den irakischen Christen in ihrer Not zu helfen. Die EU forderte Meyer auf, sich der Hilfe nicht zu verschließen.

Kritik an Gleichgültigkeit gegenüber Christenverfolgungen

Zugleich hat der Präsident des ZdK kritisiert, dass Christenverfolgungen in außereuropäischen Ländern in der deutschen Öffentlichkeit praktisch nicht beachtet werden. Vor dem Hauptausschuss des ZdK verwies er in diesem Zusammenhang auf die Christenverfolgungen im nordostindischen Bundesstaat Orissa, bei denen bisher mehr als 100 Christen durch nationalistische

Hindus, die offenbar die Attraktivität des Evangeliums für niedere Kasten und Kastenlose fürchten, den Tod fanden. Mehr als 60 000 Christen hätten in die Wälder fliehen müssen. Die indische Zentralregierung habe die Ausschreitungen zwar verurteilt, aber auf wirkungsvolle Gegenmaßnahmen verzichtet. Den Rechtsgarantien der säkularen Republik Indien, so Meyer, sprächen die Angriffe auf Christen und kirchliche Einrichtungen Hohn.

Ausdrücklich kritisierte Meyer, dass die deutsche Öffentlichkeit von diesen Verbrechen und Brandschatzungen so gut wie keine Notiz nehme. „Offenbar betrachten es viele unserer Mitbürger als einen Ausdruck von Toleranz, Diskriminierungen und Verfolgungen von Christen in nicht wenigen Ländern der Welt zu ignorieren. Allenfalls erscheint es ihnen möglich, dagegen Stellung zu beziehen, wenn dies ausdrücklich als ein Fall neben anderen erscheint und niemand den Eindruck haben kann, sie würden sich in irgendeiner Weise mit Christen solidarisieren,“ so der ZdK-Präsident wörtlich. Faktisch laufe dies auf eine Bagatellisierung von Christenverfolgungen und auf die Verweigerung wirksamer Hilfe hinaus. Genau dies habe man auch im Falle der Christenverfolgungen im Irak erst gerade wieder demonstriert bekommen, als Hilfsmaßnahmen für die dort verfolgten und von dort vertriebenen Christen sabotiert worden seien und dies, obwohl die Vertreibung und Ermordung von Christen weiter anhielten.

Stichtagsverschiebung nicht gerechtfertigt – Warnung vor einer ethischen Wanderdüne!

Die Entscheidung des Deutschen Bundestages, den Stichtag für den Import von menschlichen embryonalen Stammzellen, zu deren Gewinnung Embryonen getötet wurden, einmalig zu verschieben, hat das ZdK mit großer Enttäuschung aufgenommen. „Wir haben vor dieser Entscheidung gewarnt, weil wir sie in der

Sache für nicht gerechtfertigt und mit Blick auf den Lebensschutz in der biomedizinischen Forschung für das falsche Signal halten“, so Meyer wörtlich. „Heute ist der Tag, an die Erfahrung zu erinnern: ‚In vorübergehenden Vorteilen stecken oft bleibende Nachteile.‘ Wir danken denjenigen Abgeordneten, die sich in den vergangenen Monaten und auch heute für die Beibehaltung des jetzigen Stichtags eingesetzt haben. Jetzt kommt es darauf an, dafür Sorge zu tragen, dass die Stichtagsregelung nicht zur ‚Wanderdüne‘ wird. Denn mit dieser Entscheidung werden Begehrlichkeiten größer werden, menschliche Embryonen generell für Forschungszwecke nutzen zu können. Dem werden wir mit aller Entschiedenheit widersprechen, denn die Substanz des geltenden Embryonenschutzgesetzes darf nicht weiter ausgehöhlt werden.“ Die ethischen Herausforderungen der Biomedizin müssten Gegenstand breiter gesellschaftlicher Debatten bleiben, forderte Meyer. Hierfür werde sich das ZdK auch weiterhin einsetzen.

Nach der Entscheidung des Bundestags, den Stichtag für den Import menschlicher Embryonen für Forschungszwecke zu verschieben, kommt es nach Auffassung des Präsidenten des ZdK, Prof. Dr. Hans Joachim Meyer, darauf an, wachsam für die Zukunft zu sein und mit allen Verbündeten den neuen Stichtag zu schützen und zu verteidigen. Vor der Vollversammlung des ZdK führte Meyer aus, der Weg der Grundlagenforschung führe zwangsläufig immer in unbekanntes Land. Daher könne niemand vorhersagen, ob der neue Stichtag nicht schon bald wieder umkämpft sei. Meyer betonte, es sei richtig, sich auf neue Auseinandersetzungen einzustellen, „denn je mehr der Mensch tun kann, desto wahrscheinlicher ist der ethische Konflikt zwischen dem, was Menschen in ihrem Erkenntnisstreben tun wollen, und dem, was sie tun dürfen, wenn die Achtung der Würde und des Lebens jedes Menschen oberstes Gebot ist.“

Gesetzliche Regelungen zur Vermeidung von so genannten Spätabtreibungen – Protest gegen Verhalten der Barmer Ersatzkasse

Die Delegiertenversammlung der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Organisationen Deutschlands (AGKOD) hat am Samstag, dem 28. Juni 2008, in Bad Honnef auf Antrag der Bundesvorsitzenden des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB) folgenden Aufruf einstimmig verabschiedet: Die katholischen Verbände und Organisationen fordern den Bundestag auf, die gesetzlichen Regelungen zur Vermeidung so genannter Spätabtreibungen zu verbessern. Insbesondere muss die Beratung für werdende Eltern vor und nach der Durchführung pränataldiagnostischer Maßnahmen verbessert werden.

Mit Nachdruck unterstützt das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) den von Unionsabgeordneten angekündigten Gruppenantrag zur Vermeidung so genannter Spätabtreibungen. Das ZdK setzt darauf, dass das Anliegen des Gruppenantrages parteiübergreifend mitgetragen wird und fordert die Abgeordneten des Deutschen Bundestages zur Unterstützung auf. Noch in dieser Legislaturperiode muss eine Regelung getroffen werden, die den Skandal von Schwangerschaftsabbrüchen bei zu erwartender Krankheit oder Behinderung des Kindes zu vermeiden hilft. In keinem Fall darf ein embryopathischer Befund des Kindes stillschweigend unter die medizinische Indikation subsumiert und damit legalisiert werden. Das Gendiagnostikgesetz reicht zur Vermeidung von so genannten Spätabbrüchen bei weitem nicht aus, da eine Reihe von Krankheitsgruppen nicht genetisch bedingt und deshalb über das Gendiagnostikgesetz nicht erfassen sind.

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) hat die Praxis der Barmer Ersatzkasse, Arbeitgebern Beratung und Musterformulare zur Kündigung von Schwangeren und Schwerbehinderten zur Verfügung zu stellen, scharf kritisiert. Es sei ein Skandal, das eine Krankenkasse es als ihre Aufgabe betrachte, Arbeitgebern bei der Kündigung der Versicherten,

vor allem besonders schutzbedürftiger Personen, zu helfen, so der Hauptausschuss des ZdK am Freitag, dem 12. September 2008. Ein solches Verhalten verstoße in grundlegender Weise gegen die Aufgaben einer Sozialversicherung. Als zynisch wies das ZdK Aussagen eines Sprechers der Barmer Ersatzkasse zurück, hinter

dem Verhalten stünden „keine bösen Absichten“, sondern die Idee, Betrieben „mit nützlichen Informationen“ zu helfen. Das ZdK fordert die Barmer Ersatzkasse auf, in Zukunft auf solche Angebote zu verzichten. Es reiche bei weitem nicht aus, lediglich Formulare aus dem Internetangebot zu entfernen.

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN

„Rückblicke mit 80 (1927-1945)“



*Bruno Bergerfurth,
Rückblicke mit 80 (1927-1945).
Biographie, Frankfurt a. M. 2007,
200 Seiten, € 10,80,
ISBN 978-3-89950-303-6.*

Die Menschen, die in den Nachkriegsjahren geboren sind, zu denen auch ich zähle, haben während ihrer Schulzeit über das Dritte Reich im Geschichtsunterricht nichts erfahren. Auch im Gymnasium wurde der geschichtliche Unterrichtsstoff meistens nur bis einschließlich der Weimarer Zeit behandelt. Erst im Studium boten die Professoren Vorlesungen und Seminare über die Hitlerzeit an. Erschrocken war die Jugend in den 68er Jahren, als sie Filme sahen, dass die deutsche Bevölkerung in großer Zahl Hitler zujubelte. Fragte man die El-

tern und Verwandten, wie es zu dem Enthusiasmus und dem Hitlerkult gekommen war, stieß man auf eine Mauer des Schweigens und hörte immer wieder die Sätze: „Wir waren nicht in der NSDAP und waren keine Hitleranhänger.“

Daher ist es sehr wichtig, dass noch lebende Zeitzeugen ihre Erinnerungen und ihre Erlebnisse des Alltags ehrlich und vorbehaltlos für die heutige Jugend festhalten. Dieses hat Dr. jur. Bruno Bergerfurth, Vorsitzender Richter am Oberlandesgericht a.D. und langjähriges Mitglied des Katholischen Akademikerverbandes

Deutschlands, getan.

Dr. Bruno Bergerfurth setzt sich als 80-jähriger bewusst mit der Hitlerzeit auseinander. Er möchte der Enkelgeneration erzählen, wie er die Kindheit und Jugend im Dritten Reich erlebt hat. Offen und ehrlich schildert er den Alltag einer katholischen Familie in Essen, die tief im Glauben verwurzelt war. Seine persönlichen Erlebnisse bettet er in Daten und Fakten des damaligen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Geschehen ein.

Seine Kindheitserinnerungen sind nicht bedrückend. Die Ferien bei den Verwandten am Niederrhein und die herrlichen Wochen im Schullandheim während der Gymnasialzeit zeigen, dass die politischen Ereignisse im Leben des Kindes Bruno Bergerfurth dank des Getragensein in der Familie mit vielen schönen Erlebnissen verbunden sind.

Erst die Kriegsjahre bringen eine Veränderung im Leben des Jugendlichen Bruno

Bergerfurth.

Bombenangriffe auf Essen, Einberufung als Luftwaffenhelfer, Angst vor Bespitzelung, Angst, Angehörige an der Front zu verlieren, tragen zu einer bedrückten Stimmung bei.

„Für die Jugend war es schwer, die richtige Einstellung zu den Dingen zu finden. Wir sahen die schneidigen jungen Offizier in Ausgehuniformen, nicht aber die Kriegskrüppel in den Lazaretten. Wir bewunderten die Soldaten, die ihr Leben für das Vaterland einsetzten, bewunderten die Heldentaten der Ritterkreuzträger und wollten es ihnen in sicherlich falsch verstandenem Patriotismus gleichtun.“

Dieses Buch regt an, mit Jugendlichen in einen Dialog über die Hitlerzeit zu kommen. Es ist für alle und nicht nur für die „Enkelgeneration“ lesenswert.

Irmgard Burs

KAVD-Regenschirm

- blauer Schirm mit aufgedrucktem Logo und praktischer Umhängetasche -

Zu bestellen über den KAVD:
Postfach 20 01 31, 45757 Marl,
Tel: (0 23 65) 572 90 90,
Fax: (0 23 65) 572 90 91,
E-Mail: geschaeftsstelle@kavd.de



11,90 € zzgl.
Versandkosten

IMPRESSUM

RENOVATIO - Zeitschrift für das interdisziplinäre Gespräch

Herausgeber: Katholischer Akademikerverband Deutschlands (KAVD)

Präsidium: Peter Burs (Präsident), Dr. Bernhard M. Hillen und Andreas Hölscher (Vizepräsident),

Dr. Stephan Handy (Geistlicher Assistent)

Redaktion: Peter Burs (Essen), Prof. Dr. Albert Franz (Dresden), Dr. Bernhard M. Hillen (Troisdorf),

Andreas Hölscher (Teltow), Prof. Dr. Elisabeth Jünemann (Paderborn), Damian Kaiser (Marl), Dr. Ulrich Rehlinghaus (Essen),

Prof. Dr. Peter Roggendorf (Aachen), Prof. Dr. Peter Treier (Wuppertal)

Redaktionsanschrift: Katholischer Akademikerverband, Postfach 20 01 31, 45757 Marl

Telefon: (0 23 65) 572 90 90, Fax: (0 23 65) 572 90 91, E-Mail: geschaeftsstelle@kavd.de

Bezugsbedingungen: RENOVATIO erscheint in der Regel quartalsweise. Die Redaktion behält sich die Ausgabe von Doppelnummern vor. Eine gemeinsame Ausgabe mit „evangelische aspekten“ ist inhaltsgleich. Der Bezugspreis für Mitglieder des KAVD und Kooperierender Verbände ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. Bezugspreis für Nichtmitglieder: Jahresabonnement 25,- Euro, inkl. Versandkosten. Konten: Pax-Bank Köln (BLZ 370 601 93) 219 580 18.

Bestellungen an: Katholischer Akademikerverband Deutschlands (KAVD), Postfach 20 01 31, 45757 Marl.

Nachdruck und Vervielfältigung mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. ISSN 0340-8280



KAVD - Eigenverlag
Postfach 20 01 31, 45757 Marl

Veranstaltungskalender

Datum	Ort	Referent	Thema	Veranstalter
12.11.2008	Bildungsstätte Libor- ianum Paderborn	Prof. Dr. Gerhard Kilz, Paderborn	„Du sollst nicht be- gehren Deines nächsten Haus“	KAVD im Erz- bistum Paderb.
19.-23.11.2008	Erzabtei Beuron	P. Dr. Stephan Petzolt OSB	Exerzitien	KAVD- Geschäftsstelle
19.-23.11.2008	Benediktinerabtei Maria Laach	Pater Wigbert Hess, OSB	Exerzitien	KAVD- Geschäftsstelle
29.11.2008	Dominikanerkloster Hl. Kreuz Lindenstr. 45, Köln	P. Wolfgang Stickler OP	Geistl. Einkehr- und Studientag	Dominikaner u. KAVD-DV Köln
28.-30.11.2008	Benediktinerabtei Gerleve	P. Christian Brüning	Besinnungstage	KAVD- Geschäftsstelle
5.-7.12.2008	Benediktinerabtei Gerleve	P. Martin Uhlen- brock OSB	Adventliche Besinnung	KAVD- Geschäftsstelle
12.-14.12.2008	Edith-Stein-Haus Parchim	Pater Dr. Georg Schmidt SJ, Frankfurt	Besinnungstage	KAVD- Geschäftsstelle
10.03.2009	Dominikanerkloster Hl. Kreuz Lindenstr. 45, Köln	wird noch angegeben	Literatur und Musik Texte von Meister Eck- hart - vorgetragen und gedeutet -	Dominikaner u. KAVD-DV Köln
4.-8.04.2008	Kloster Tiefenthal bei Eltville	Pater Prof. em. Dr. Heinrich Hamm SAC	Vorösterliche Besinnungstage	KAVD- Geschäftsstelle
15.-19.04.2008	Maria Laach	P. Athanasius Wolff OSB	Exerzitien	KAVD- Geschäftsstelle

Wir veröffentlichen an dieser Stelle Veranstaltungen von überregionaler Bedeutung, die Mitgliedsverbände des KAVD anbieten. Nutzen Sie die RENOVATIO, um Ihre Veranstaltungen bekannt zu machen: Schicken Sie Ihre Veranstaltungshinweise an die folgende Adresse: **KAVD-Geschäftsstelle:** Postfach 20 01 31, 45757 Marl, Tel.: 0 23 65/57 29 090, Fax: 0 23 65/57 29 091, geschaeftsstelle@kavd.de, Internet: www.kavd.de

christlich - kritisch - aktuell:
www.kavd.de

KAVD
Katholischer
Akademikerverband
Deutschlands

